



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

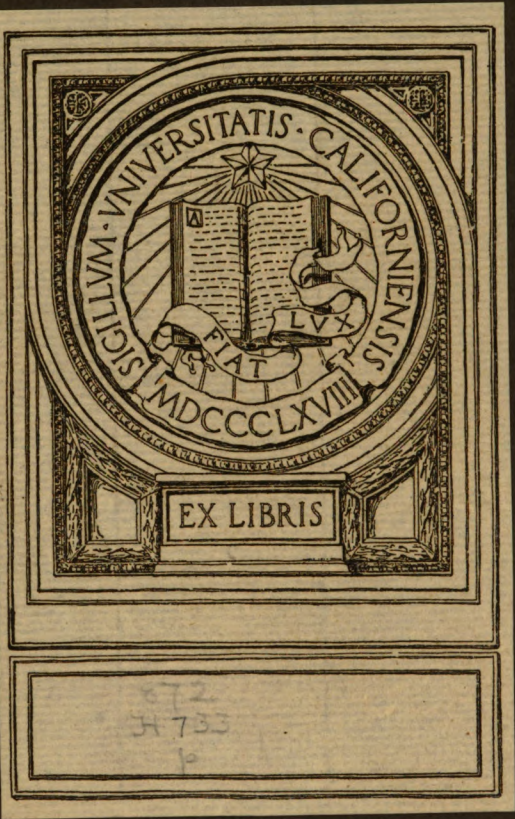
UC-NRLF



\$B 316 324

**Felix Bollaender**

**Pension Fratelli**



EX LIBRIS

872  
34733  
p





# **Pension fratelli.**

**Ein kurzer Roman.**

---

Moderne Romane  
von  
**Felix Hollaender.**

---

I.

**Jesus und Judas**

Ein moderner Roman.

Vierte Auflage.

II.

**Magdalene Dornis**

Ein moderner Roman.

Vierte Auflage.

III.

**Frau Ellen Röfe**

Aus dem Leben einer jungen Frau.

Vierte Auflage.

IV.

**Sturmwind im Westen**

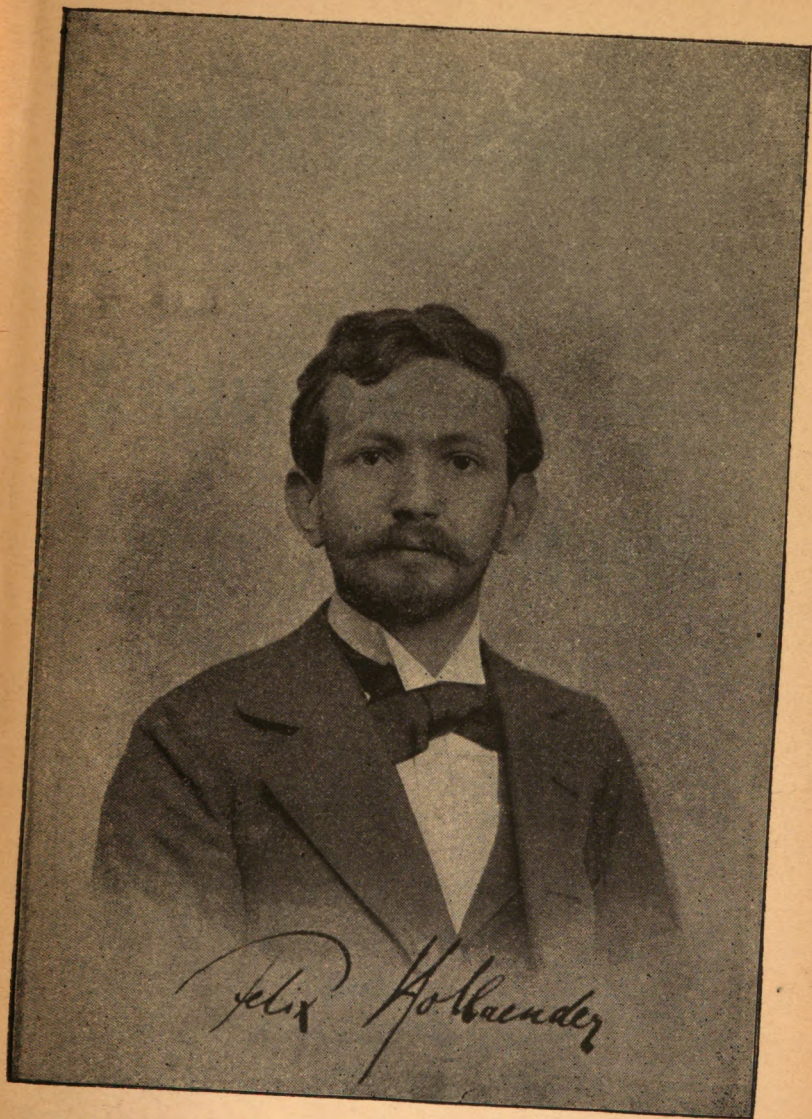
Ein Berliner Roman.

Siebente Auflage.

---

S. Fischer, Verlag.  
Berlin.







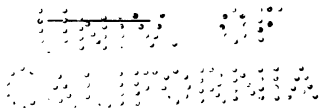


FELIX HOLLAENDER

---

Pension  
Sratelli

Ein kurzer Roman und Anderes.



---

Berlin.

S. Fischer, Verlag.

1896.

## Inhalt:

---

	Seite
Pension Fratelli . . . . .	1
Studiofus Melzer . . . . .	97
Der Geächtete . . . . .	117
Haße . . . . .	133
Die Wäscherin . . . . .	151



PT 2617  
O 61 P 46  
1896  
MAIN

Liebe Mutter,

in dem Wechsel der Jahre und des Erlebens — in den Stunden, wo ich den Tod leise und doch vernehmlich pochen hörte, war es mir oft eine schmerzhafteste Erkenntnis, wie wenig ich Dir für all die Güte und Liebe, die aus Deiner reichen Natur fließen, zu geben vermochte. Nimm dies Buch reiner Jugendstimmungen als ein dürftiges Zeichen kindlichen Dankes, der sich ja niemals abtragen läßt. Findest Du darin ein paar Töne, die Dein ewig junges Herz bewegen, so soll diese Arbeit mir lieb und teuer sein.

Dein Sohn Felix.

262020

---

Alle Rechte vorbehalten.

---



# Vension Grafelli.

Ein kurzer Roman.





## I.

**S**ch war damals ein blutjunger Bursche, hatte eben meine Matura bestanden, als ich die kleine Kreisstadt verließ, deren niedrige Häuser mit ihren grünen Fensterläden und schmucken Gärtchen so behaglich in die Welt blickten. Schwer trennte ich mich von der kleinen Stadt, der ich meine erste Bildung dankte — — aber noch schwerer wurde mir der Abschied von unserem alten, lieben Familiengute, das etwa zwei Stunden von der Kreisstadt entfernt war. Und doch, wie freudig folgte ich meinen guten Eltern, welche wünschten, daß ich die Enge unserer Verhältnisse mit dem treibenden Leben der Reichshauptstadt vertauschte und dort meinen Studien mich hingäbe. Wie freudig folgte ich ihnen, besaß ich doch die ganze Siegesicherheit einer goldenen Jugend, hing ich doch allen jenen lockenden Träumen nach, die man nur einmal in seinem Leben träumt. Mir schien es, als könnte ich die ganze Welt umfassen, mich dünkte die ganze Erde bis in das letzte Winkelfchen von

Sonnengold umsäumt. Ich war so hell und rein gestimmt, wie man es eben nur im Glanze der Jugend ist. Noch weiß ich, wie mein Vater mich bei Seite nahm, seinen Arm still in den meinen schob und eine gute Weile neben mir herschritt zwischen Pappeln und Ebereschen. Ich sog den schweren Duft der Eschen ein und drückte in einem unbeschreiblichen Wonnegefühl den Arm des Vaters, der mir im Grunde immer mehr Kamerad als Erzieher gewesen war.

„Hör' mal,“ sagte mein Vater plötzlich und etwas leiser, als es sonst seine Art war, — „halte Dich und hüte Dich vor Verbindlichkeiten. Mehr sage ich Dir nicht. Du weißt, ich habe Vertrauen zu Dir.“

Bei seinen letzten Worten kam die Mutter auf uns zu, und der Vater entfernte sich rasch. Vielleicht mochte er aufsteigende Rührung vor uns verbergen. Ganz anders die Mutter. In ihren Augen glänzten Thränen, sie schluchzte leise, und ihr schlanker, mädchenhafter Körper bebte vor innerer Erregung. Ich wurde auf einmal unendlich traurig. Und jäher noch als zuvor durchzuckte mich der Abschiedsschmerz. Ich sah es ihr an, daß sie reden wollte, und ich sah, wie sie in rührender Hilflosigkeit nicht Worte fand. Plötzlich schlang sie ihre weißen Arme um meinen Hals und küßte mich.

„Mein goldener Junge!“ — das war das Einzige, was sie hervorbrachte. Dann schritten wir lange stumm nebeneinander, bis der Kutscher, der suchend durch die Alleen schritt — uns bemerkte und respektvoll grüßend meldete, daß der Wagen bereit stünde.

Noch ein letztes Umarmen, noch ein letztes Winken mit wehenden Lächeln — und der Wagen fuhr davon, um mich zur Bahn zu bringen dem neuen Leben entgegen.

Dem neuen Leben! So deutlich erinnere ich mich der ersten Eindrücke, die dieses brausende Dasein, der Lärm der Straße, das Gewoge der Menschen, die einander stießen und drängten, in mir schuf.

Scheu, in gedrückter Stimmung zog ich meinen Weg, voll Sehnsucht nach der Stille der Heimat, dem umfriedeten Heim meiner Lieben. Und vielleicht hätte ich wirklich mein Bündel geschnürt und wäre in eine süddeutsche kleine Universität gezogen, wenn nicht das Haus, in dem ich Aufnahme gefunden, besondere Anziehung auf mich ausgeübt hätte.

Ich hatte mehrere Tage bei Freunden meiner Eltern logirt, bis ich auf der Suche nach passendem Quartier im Nordwesten der großen Stadt angelangt war und auf einem kleinen Porzellan Schild, das an einem vornehmen Hause angebracht war, die Worte las: Pensionat



der Frau Fratelli für In- und Ausländer. In einem raschen Entschlusse stieg ich die drei Treppen empor, schellte, daß der Klang der Glocke durch das ganze Haus drang und schritt durch einen langen, freundlich hellen Korridor in das Empfangs-Zimmer.

Nach einer kleinen Weile trat eine alte Dame mit schneeweißen Haaren, aber auffallend jungen Augen mir entgegen, um in wohlthuend freundlicher Art nach Wunsch und Begehr sich zu erkundigen. Sie sah mich forschend an, führte mich schweigend in zwei Zimmer, die Licht und Sonne hatten — und nach wenigen Minuten waren wir einig.

Schon am nämlichen Tage speiste ich in dem Hause. Das Eßzimmer war ein schmaler Raum, dessen Wände nach pompejanischer Stilart terrakottafarbig mit hüpfenden Gestalten bemalt waren. Im Hintergrunde stand ein schwarzes Büffet zwischen zwei mächtigen ebenfalls schwarzen Schränken, die ich ihrer seltsam geschweiften Form wegen im ersten Augenblick für Orgeln gehalten hatte. Rings um die Tafel waren hohe Lutherstühle mit geprägtem Leder überzogen, aufgestellt. Die Fenster waren mit schweren Portieren verhängt, so daß nur ein gedämpftes Licht hereindrang.

Niemals in meinem Leben hat das Außere eines

Zimmers so stark auf mich gewirkt, wie dieser schmale Raum.

Ich war an diesem Tage als erster in den engen Saal getreten und ließ die Stimmung des Raumes auf mich wirken. Und während ich in mich hineinträumte und in allerlei Gedanken versunken hinter die Portiere trat und über das kleine Wasser blickte, das unter der Kronprinzenbrücke so träge dahinfließt, hatte sich die Thür geöffnet. — Eine erregte Stimme drang an mein Ohr und störte mich aus meiner Ruhe auf.

Unwillkürlich horchte ich. Aber befreit athmete ich auf, als ich merkte, daß das Gespräch in einem mir fremden Idiom geführt wurde. Von der einen Seite, das erkannte ich aus dem Klange der etwas spröden Stimme, mußten harte, strenge Worte gefallen sein, sich förmlich überstürzend, als sollte dem, an welchen sie gerichtet waren, kein auch noch so flüchtiger Augenblick zur Bertheidigung gegönnt werden.

Endlich machte die Scheltende eine kleine Pause — vielleicht um sich für einen neuen Angriff ein wenig auszuruhen — — und in diesem Moment hörte ich deutlich ein leises, unsagbar feines Schluchzen, aus dem ich, wiewohl ich mich nicht rührte, sofort entnahm, daß auch der gescholtene Teil ein weibliches Wesen sein

mußte. Und gleich darauf eine Stimme, deren Tonfall ich nie — nein nie vergessen werde.

Jetzt wurde die Thür von neuem geöffnet, andere Pensionäre traten ein — und das Gespräch der beiden verstummte.

In einer gewissen Beklemmung verließ ich mein Vestel. Aber Frau Fratelli, die mich sofort bemerkte, trat mit freundlicher Miene auf mich zu und entriß mich meiner Scheu. Oben an der Spitze der Tafel saß Herr Fratelli, ein alter Herr von kleiner Statur mit schneeweißem Haupthaar und eben solchem Schnurrbart, der dicht und struppig ihm herunterhing. Er hatte kluge und gute Augen. Zu ihm führte mich Frau Fratelli zuerst und stellte mich vor. Er nickte mir freundlich zu und drückte mir verbindlich die Hand. Dann ging es weiter, um mich den Hausgenossen zu präsentiren. Beständig verbeugte ich mich, ohne etwas zu sehen oder zu hören. Nur bei ein paar Personen hatte ich ein deutliches Bewußtsein. Als sie die Namen Frau Statháki und Fräulein Penelope Statháki nannte, bückte ich interessiert empor, und mit meiner Verlegenheit war es plötzlich vorbei. Unzweifelhaft waren es die, welche ich belauscht hatte. Frau Statháki trug ein Kleid von glanzlosem schwarzem Tuch, das prall und scharf ihre knöcherne Gestalt umschloß. Sie hatte eine breite, stumpfe

Nase und aufgeworfene Lippen, braunes, dünnes Haar, nonnenartig gescheitelt. Ihre dunklen Augen waren stechend und unstät — es waren die Augen eines Geiers — kalt, seelenlos und dabei voll wilder Gier.

Mich überkam ein Frösteln, da ich in diese Züge sah, ja ich fühlte, so sehr ich mich deswegen schalt, wie eine bange Furcht sich bleiern in meine Glieder senkte. Und dieser Eindruck mochte sich seltsam verstärken, als ich mich jäh zu Penelope Statháki wandte, die ihrer Mutter auch nicht im leisesten Zuge glich.

Diese Penelope Statháki vermag ich kaum zu schildern. Ja ich weiß, daß ich in der Folgezeit mir beständig die Frage vorlegte, wie sieht sie eigentlich aus — und daß ich mir niemals darauf zu antworten vermochte.

Sie hatte eines jener problematischen Gesichter, die sich fortwährend wandeln — in dieser Sekunde von einem Lächeln belebt, wie sonniger Frühling erscheinen, um unmittelbar darauf von so schwermüthigem Ernst durchdrungen zu sein, daß man vor einem unlösbaren Rätsel zu stehen meint. Ihre Augen konnten einen wunderbaren Glanz ausströmen — und wollte man diesen Blick festhalten, so schienen sie von ungefähr zu Eis erstarrt, kalt und erloschen — im Moment von einer Klarheit, daß man durch sie bis in den Grund

einer festlich hellen Seele blicken zu können wähnte — und eine flüchtige Sekunde später umflort und wie durch Schleier verhüllt.

Ich konnte übrigens damals, als ich sie nur einen Augenblick, wenn auch durchdringend ansah, all das kaum feststellen, aber ich hatte doch auf der Stelle das unverlöschliche Gefühl, daß diese Penelope Stathaki nicht spurlos an mir vorübergehen würde.

Frau Fratelli führte mich unterdessen weiter und stellte mich unter anderen einem gewissen Alexander Lambert, einem amerikanischen Pianisten vor, einem auffallend häßlichen Menschen, auf dessen länglich dürrem Gesicht die haszburgerische Mundpartie nicht gerade verschönernd wirkte. Er war lang aufgeschossen und von unproportionirtem Körperbau. Ja, dieser lange Bursche machte mit seiner dichten, schwarzen Haarmähne, seinen hohen, emporgezogenen Schultern, den schlotternden Beinen, einen komischen, fast rührend hilflosen Eindruck. Und dennoch hatte er etwas, das den Beobachter mit dem fatalen Witz, den die Natur durch seine Erscheinung sich gemacht hatte, auszusöhnen vermochte.

Sie fragen, was das gewesen sein kann?

Es war mit einem Worte der leuchtende Glanz seiner grauen Augen, aus denen ein heiliges Feuer brannte.



Diesen Alexander Lambert, der übrigens ein aus Polen gebürtiger Jude war, hatte in seinem Leben bisher nur eines beherrscht: die ihn erfüllende Liebe zu seiner Kunst.

Er war auf einer Konzertreise durch Deutschland begriffen und hatte in Berlin Aufenthalt genommen.

Alsdann wurde ich durch Frau Fratelli einem Manne vorgestellt, der zu der Erscheinung des Alexander Lambert einen frappanten Gegensatz bot. Man nannte ihn schlechtweg Herr Karsten. Er war mittelgroß und gehörte nicht mehr zu den Jungen. Seine Gestalt war leise gebeugt. Seine scharfen Gesichtszüge waren bleich, in seine Stirn fiel etwas wirt schwarzes Haar, das an den Schläfen ziemlich stark ins Graue hinüberspielte. Auch durch seinen langen, tief dunklen Vollbart zogen sich Silberfäden. Um sein Aeußeres noch auffallender zu machen, trug er einen Kneifer mit schwarzen Gläsern und in schwarzer Hornfassung.

Bei der Vorstellung nahm er ihn für eine Sekunde ab — und ich blickte in zwei Augen, aus denen Menschenscheu und maßloses Mißtrauen zum Erschrecken deutlich sprachen.

Schließlich erwähne ich noch ein Fräulein le Ciel, eine etwa fünfunddreißigjährige Person. Sie stammte von französischen Emigranten ab und war Lehrerin.

Sie war nichts weniger als schön. Aber was ihr ein Besonderes gab, das war eine unendliche Reinheit, Güte und Feiterkeit, die auf ihrem anspruchslosen Gesicht lagen.

Sie gab an keinem Tage weniger als sieben Stunden Unterricht, ohne jemals auch nur ein Wort über ihre aufreibende Thätigkeit zu verlieren.

Neben dieser Dame saß ich bei Tisch vis-à-vis von Penelope Stathaki. Ich sprach an diesem ersten Mittag so gut wie nichts, um so schärfer beobachtete ich in naivem Interesse. Sobald ich mich unbemerkt glaubte, blickte ich leise zu dem jungen Mädchen hinüber. Einmal gleich im Anfang schien es mir, als ob sie leicht errötend einen dieser Blicke aufgefangen hätte. Dann wiederum meinte ich eine gewisse Verlegenheit auf ihren Zügen wahrzunehmen, wenn ihr Auge dem meinen begegnete. Ich hatte das Empfinden, als ob sie sich wegen der kleinen Scene zwischen ihr und der Mutter, deren unschuldiger Zeuge ich gewesen, ein wenig schämte.

Diese Damen stammten übrigens aus Griechenland und hatten sich in jener kurzen Unterhaltung des Neugriechischen, ihrer heimatlichen Sprache bedient, die ich im Augenblick nicht erkannt hatte, weil sie überaus schnell gesprochen hatten. In der Regel unterhielten sie sich aus rein praktischen Gründen deutsch.

Bei dieser Mahlzeit nun sprach Alexander Lambert in nervöser Unruhe beständig in das Fräulein Penelope Statháki hinein. Ich hörte, wie er sich vergebens mühte, durch allerhand Lustigkeiten sie fidel zu stimmen. Zuweilen freilich lächelte sie, aber es war, wie ich zu bemerken glaubte, ein müdes und gequältes Lächeln. Frau Statháki war von ausgesuchter Freundlichkeit gegen Lambert. Des öfteren wandte sich Herr Fratelli in wundervollem Italiänisch an Penelope, in deren Zügen es dann jedes Mal hell aufleuchtete.

Der Stillste an der Tafel war Herr Karsten. Er sprach kein Wort. Seine durchdringenden blauen Augen, die durch den abscheulichen Kneifer so entstellt wurden, schienen starr auf einen Punkt an der Wand gerichtet.

Ich blickte einmal instinktiv nach der betreffenden Stelle hin und entdeckte einen Narrentanz, der seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien.

Mittlerweile nahm sich Fräulein Le Ciel meiner Verlassenheit an. Und im Hin- und Hergespräch kam es heraus, daß sie meine kleine Kreisstadt kannte, ja daß es dort Menschen gab, die uns beiden lieb waren.

Als endlich die Mahlzeit vorüber war — man führte im Hause englische Küche, stark durchsetzt von italienischen Gerichten — zog ich mich auf mein Zimmer

zurück, um von den wechselvollen Eindrücken auszuruhen, denn ich war müde und abgesspannt.

Ich streckte mich auf meinem Divan aus, zündete mir im Gefühl meiner neuen Freiheit eine Old Judge-Cigarette an, nahm Goethes Italienische Reise vor und begann darin zu blättern. Aber bald warf ich das Buch von mir. Nicht eine Seite vermochte ich in ihrem Zusammenhange zu erfassen, immer wieder mußte ich an die Tischgesellschaft zurückdenken, und immer wieder trat das Bild der Penelope Stathaki vor meine Seele. Was nützte es, daß ich mich einen Narren schalt — — ich war unter einer Zwangs-Vorstellung, die mich nicht mehr losließ. Ich öffnete schließlich die kleine Thür, die zu meinem Balkon führte und trat ins Freie.

Die frische, kalte Luft that mir unendlich gut. Verstonnen blickte ich in den Thiergarten, dessen kahle Bäume bereift und im Nebel eingesponnen schienen. Eine unendliche Traurigkeit überkam mich, die Traurigkeit eines jungen Menschen, der sorglos lebt und zum ersten Male von einer Leidenschaft geschüttelt wird . . .

Wie alt mochte sie sein, diese Penelope? fragte ich mich.

Sie konnte das achtzehnte Jahr kaum erreicht haben, und ich stand im einundzwanzigsten. O, Gott! was ich an diese Zahlen damals für Pläne und Entwürfe

tettete. Plötzlich fiel mir Alexander Lambert ein, und unsinnige Wut übermannte mich . . . .

Dieser Klaviertiger und Penelope! . . . Aber deutlich erinnerte ich mich an die besondere Höflichkeit, die Frau Stathaki dem Pianisten hatte zu Teil werden lassen.

Ich lachte herb auf.

Dieser häßliche Bursch, der obendrein Jude war, und so ein junges, wundervolles Frühlingsgeschöpf . . . Nein, nimmermehr!

Und nach Ausschluß einer solchen Möglichkeit schämte ich mich meiner germanischen Gefühle.

Ein kalter Nordwind vertrieb mich bald vom Balkon. Ich schloß die Thür, um mich in das Lesezimmer zu begeben und im „Journal amusant“ oder den „Fliegenden“ Zerstreuung zu suchen.

Im Pensionat Fratelli herrschte der Luxus eines Hotels. Es gab ein Lesezimmer, einen Spielraum und einen Musiksaal.

Als ich in den Korridor trat, tönnten mir aus dem Musiksaal ganz eigenartige Melodien entgegen. Ich änderte meinen Plan und schlich leise hinein.

Alexander Lambert hörte mich nicht, sodaß ich unbemerkt mich in einem Winkel bergen konnte.

Sackerment noch einmal, wie sah der Bursche aus!



Wie ein Trunkener beugte er sich hochroten Gesichts über das Instrument, während seine knöchernen Finger in rasenden Tempis dahinsauften.

Zuerst dachte ich, der Mensch will sich interessant machen. Man kennt das! Nichts als Pose!

Aber dann sah ich in seine Augen und schauerte ordentlich zusammen. Als wenn die Pupillen zerfließen wollten. Und so angsterfüllt blickten diese Augen.

Er spielte Variationen über polnische Weisen.

Ich unterschied im Grunde nichts. Aber dennoch empfand ich die Töne und zwar in eigentümlichem Zusammenhang mit dem Spieler.

Ich wollte mich wieder davon machen, ich dachte, es müßte ihm peinlich sein, jetzt einen Menschen zu sehen, der seinen Confessions gelauscht hatte. Denn Confessions waren das.

Er schloß jedoch ganz unvermittelt den Flügel und stützte die Ellenbogen auf das schwarze Holz, um vor sich hinzugrübeln.

Ich hörte, wie seine Brust arbeitete, ich hörte ein Stöhnen, das sich ihm entrang.

Nun wagte ich nicht, mich von der Stelle zu rühren.

Da drehte er sich plötzlich um, erhob sich von seinem Sessel und trat auf mich zu. Und indem er

sich die Haare zurückstrich, fragte er, ob er sich neben mich setzen dürfte.

Ich war von dieser Bescheidenheit ordentlich betroffen.

„Gewiß . . . . gewiß! . . .“ stammelte ich rasch.

„Lieben Sie die Musik?“ fragte er mich nach einer Weile.

„Ja!“ entgegnete, ich und mit einem gewissen Selbstbewußtsein fügte ich hinzu, — „ich glaube sogar nicht schlecht geschult zu sein, denn im Hause meiner Eltern wurde viel und gut musiziert. —“

„So . . . . so!“ antwortete er zerstreut.

Und nach einer Pause, als fiel ihm erst ein, was er mich gefragt, sagte er langsam, fast zusammenhanglos und mehr für sich: — „Denn das ist doch unzweifelhaft, daß die Musik, wie keine zweite Kunst die Stala allen Empfindens wiederzugeben vermag, von der Nüchternheit bis zur höchsten Leidenschaft, von der widerwärtigsten Koketterie bis zur tiefsten Schwermut. Finden Sie nicht auch?“ —

Ich sagte, daß mir diese Anschauung ganz geläufig sei und nicht sonderlich originell vorkomme.

Bei diesen anmaßenden Worten wurde seine Miene fast demütig. Und er lächelte verlegen.

„Gewiß — — ganz sicher haben Sie recht,  
F. Sollaender, Pension Fratelli. 2

mein Herr, nur mit einem Unterschiede . . . . einem kleinen Unterschiede. Glauben Sie mir“ — fuhr er heftig fort — „für Leute, die alles aus sich selbst heraus werden müssen, sind Ideen, zu denen sie durch eigenes Empfinden kommen auch dann noch wertvoll, wenn sie für die Anderen längst überwundene Trivialitäten sind.“ —

Der Ton, in welchem er diese Worte hervorstieß, reizte mich. Dazu kam der Stachel, daß ich in ihm einen Rivalen zu sehen glaubte!

So erwiderte ich denn in etwas böshaftem Jargon und in dem Gefühle akademischer Überlegenheit: „Das Traurige dabei ist nur, daß Autodidakten dieses Schlages sich geärgert fühlen, wenn ihre Weisheit Anderen nicht gerade imponirt.“ —

Er sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck an, während er die Augen ein wenig zusammenkniff.

In diesem Augenblick kam ich mir sehr, sehr grün vor. Aber bevor ich noch irgend etwas zu meiner Rechtfertigung hervorzubringen vermochte, öffnete sich die Thür und Benelope Stathaki trat ein.

Wir zuckten beide zusammen.

„Ah!“ — sagte sie — „Verzeihung, wenn ich störe.“ —

Erst als wir ihr das Gegentheil versichert hatten,

trat sie zögernd näher, reichte uns beiden ohne Scheu die Hand und nahm uns gegenüber Platz, in der rechten Hand eine kleine Rolle drehend.

„Nämlich, Alexander“ — begann sie, sich an Lambert wendend — „ich hatte Sie in meinem Zimmer spielen hören und wollte Sie eigentlich bitten, mich zu begleiten.“

Er wollte sofort ans Instrument, sie aber hielt ihn zurück.

„Sie wissen ja gar nicht, ob wir nicht Herrn von Korff stören.“

Ein verächtliches Lächeln huschte um seine Lippen, ein Lächeln, das mich geradezu in Wut versetzte.

„Herr von Korff ist ja kein Kannibale,“ sagte er.

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu und wandte mich an das Fräulein.

„Wenn Sie gestatten, daß ich zuhören darf, wäre ich Ihnen dankbar, im anderen Falle verlasse ich natürlich auf der Stelle den Saal.“

Sie nickte mir anmutig zu, und an Alexander Lambert sich wendend:

„Nicht wahr, es ist Ihnen recht?“

Der Pole verbeugte sich stumm und öffnete den Flügel.

Sie sang Lieder von Brahms und ein griechisches Volkslied. Ihre Stimme war sehr, sehr klein, jedoch von silberreinem Klange.

Ich lauschte selbstvergessen. Ich habe später in meinem Leben die größten Sängerinnen gehört — keine hat auf mich so gewirkt, wie die Stimme der Penelope Stathaki. In ihrem Gesang lag ihre reine Seele. Keine andere Formel finde ich für die Art ihrer Kunst.

Sie sang aber leise und gedämpft, und wenn ich so sagen darf, mit schluchzenden Untertönen, die mehr hingehaucht als gesungen schienen. Wie Frühlingshauch, der die Blüten junger Blätter fächelt und einem das Herz bewegt, so wirkten manche Töne. Als sie nun gar das Volkslied aus ihrer Heimat vortrug, da erfüllte mich eine mir bisher fremde Wehmut.

Inmitten dieser rein genießenden Stimmung kam mir plötzlich ein peinigender Gedanke. So kann man nur singen, sagte mir eine innere Stimme, wenn man mit voller Hingebung liebt.

Sie hatte nun aufgehört, und wir waren still und wagten kaum zu athmen.

Nun schreckten wir ordentlich zusammen, als die Thür geräuschvoll geöffnet wurde und das Hausmädchen, ein Hamburger Häubchen auf dem wohlfrisirten Kopf,

eintrat. Sie ging, ohne von uns Notiz zu nehmen, direkt auf Fräulein Stathäki zu.

„Herr Karsten läßt bitten,“ wandte sie sich an das Fräulein — „nicht mehr zu singen.“ —

Ich sah Penelope bei diesen Worten um einen Schatten bleicher werden, und ich hörte, wie ihre Stimme zitterte, als sie leise erwiderte:

„Bitte, bestellen Sie Herrn Karsten, daß ich bereits aufgehört hätte, und daß ich nicht gesungen haben würde, wenn mir sein Wunsch bekannt gewesen wäre.“

Das Mädchen nickte und verließ schweigend den Saal.

Alexander Lambert wollte aufbrausen, aber mit einem einzigen Blick brachte sie ihn zur Ruhe.

„Sie wissen, daß er krank ist,“ sagte sie kurz und bestimmt. — „Auch mich“ — fügte sie leiser hinzu — „würde in solchem Falle die Musik nur stören.“

Sie wurde plötzlich dunkelrot, nickte uns hastig zu und entfernte sich rasch.

Ganz verduzt blickte ich ihr nach, ich verstand sie einfach nicht.

„So ein unverschämter Patron!“ knirschte Alexander Lambert, und ich sah, wie er nur mühsam seinen Aerger bezwang. Auch er verließ bald darauf das Musikzimmer, während ich in Sinnen verloren — bewegungslos noch eine Weile verharrte.

## II.

Mancherlei erfuhr ich allmählich. So wurde mir erzählt, daß ursprünglich der Vater des Fräulein Statháki Frau und Tochter begleitet habe, bald jedoch einem typhösen Fieber zum Opfer gefallen sei. Der Vater des Fräuleins soll ein stiller und gedrückter Mann gewesen sein, der einen Handel mit Parfümerien und Kräutern in großem Stile getrieben. Er hatte mit leidenschaftlicher Härlichkeit an Penelope gehangen, die ein Kind aus erster Ehe war, während er zu seiner zweiten Frau in trübem Verhältnis gestanden. Er war ein Mann, wie mir ferner berichtet wurde, der neben seinem Gewerbe sich intensiv mit Geheimwissenschaften befaßte und mit allen Cirkeln und Verbindungen in Europa auf das genaueste vertraut war. Gerade im Begriff „zum Zweck mediumistischer Forschungen nach Paris zu gehen, raffte ihn der Tod hinweg. Er ließ Frau Statháki und ihre Stieftochter in sehr drückenden und völlig ungeordneten Verhältnissen zurück, sodaß diese beschloß, nicht nach Griechenland zurückzukehren, vielmehr die Stimme Penelopes in unserer Residenz ausbilden zu lassen, in dem Glauben, den Rest des kleinen Kapitals nicht besser anlegen zu können. Frau Statháki lebte nun in einer erregten Spannung, das Studium der

Tochter währte ihr zu lange, die Stimme war klein, und der Gesangsmeister erklärte, man dürfe nicht ungeduldig werden, wenn die großen Hoffnungen, die er auf die seltenen Koloratur-Anlagen setze, sich erfüllen sollten. Das Fräulein mochte etwa ein halbes Jahr seinen Studien obgelegen haben, als gleichzeitig mit Herrn Karsten der Pianist Lambert in der Pension Fratelli auftauchte. Was Karsten trieb, wußte eigentlich niemand. Es war ein schweigsamer Mensch, der kein Wort zu viel sprach. Lamberts Karten lagen hingegen für alle Menschen offen da. Er hatte die Absicht gehabt, nach Erledigung zweier Konzerte Berlin zu verlassen, jedoch plötzlich seinen Entschluß geändert; und aus dem ursprünglich auf wenige Tage berechneten Aufenthalt waren bereits so und so viele Monate geworden. Er verließ wohl mitunter Berlin, um in irgend einer größeren Stadt Deutschlands zu konzertiren, richtete jedoch diese Reisen stets so ein, daß er spätestens nach Verlauf von drei Tagen wieder in unsere Pension zurückkehrte, wo er die Vormittage vorzüglich damit zubrachte, mit dem Fräulein zu musizieren, oder besser gesagt zu üben. Frau Stathakis berechnende Seele hatte den großen Vorteil, den Lambert ihr brachte, sofort erkannt und auszubenten verstanden. Sie war zeitweise gegen den Pianisten, der übrigens ein grandioser Künstler war und überall bei uns in Deutschland



Sensation machte, von ausgefuchter Liebenswürdigkeit. Von dem Momente an, wo sie merkte, daß Lambert ihrer Tochter ein mehr als flüchtiges Interesse zuwandte, wurde ihr Benehmen geradezu raffinirt. Doch das habe ich erst im Lauf der Zeit ergründen können, und später werde ich mancherlei darüber zu berichten haben. Wie Penelope sich gegen den Pianisten stellte, wurde mir nicht ganz klar. Aber soviel stand doch bei mir fest, daß sie ihm nichts weniger als Abneigung entgegenbrachte. Trotzdem gab ich die Partie keineswegs auf. Ich besaß den grausamen Egoismus eines Liebenden und suchte ohne Mitleid alles hervor, was etwa für mich sprechen konnte. Ich war das einzige Kind reicher Eltern, besaß einen alten Namen, der in der Welt einen guten Klang hatte — und vor allem, ich war ein eleganter junger Bursche, mit allen Tricks meines Standes erzogen. Wie konnte es mir fehlen! Ich würde einige Semester auf der Universität zubringen, oder wenn das nicht meiner Neigung entspräche, auf ein, zwei Jahre den Hof des Königs anziehen, um dann . . . . ja dann . . . . . Gewiß es würde zwischen mir und meinem gütigen Vater leidenschaftliche Scenen geben — aber die treue Mutter würde sich von vornherein auf meine Seite stellen — und der Vater würde sich doch erweichen lassen — — und Penelope zöge als

Herrin auf unser liebes, altes Stammgut. Und nun käme das Glück — — das traumhafte Glück. Der Einzige, der mir ernstlich im Wege stand, war dieser Lambert. In keinem Fall ein zu unterschätzender Gegner. Das erkannte ich deutlich. Man sagte mir, daß er viel Geld verdiene und drüben eine große Stellung einnehme. Jedenfalls warf er mit den blauen Scheinen, als wenn sie überhaupt für ihn nicht in Frage kämen. Und zu alledem gesellte sich noch sein Musikantentum. Wie oft hatte ich nicht in deutschen und französischen Romanen gelesen, daß die Frauen solchen Männern gegenüber ihren Verstand bis auf das letzte Quentchen verlören und ihnen wie dem Rattenfänger von Hameln blindlings folgten. Es war halt ein eigen Ding um die Musik; man konnte sie dreist eine Hexen- und Zauberkunst nennen.

In dem Sinne etwa hatte ich eines Tages das Für und Wider meiner Chancen erwogen, als ich aus meinem Zimmer trat, um an dem gemeinsamen Thee, der zur Dämmerstunde im Gesellschaftsraume getrunken wurde, theilzunehmen.

Der mittelgroße Raum war durch elektrisches Licht hell erleuchtet, im Kamin brannte ein vergnügliches Feuer, oben auf dem Sims spielte ein porzellanenes Thierorchester, von einem Affen dirigirt, seine wunderlichen, stummen Weisen, und auf den rothbraunen Plüschsophas

saßen die Damen mit feinen Handarbeiten, die Herren in irgend eine Lektüre vertieft.

Dicht am Kamin, als fröstelte es ihn, lag Herr Karsten in einem Lehnstuhl und blickte in die rote Glut.

Frau Stathaki nickte mir freundlich entgegen; ich verbeugte mich vor ihr in ostentativer Ehrerbietung, während ich bei der notwendigen Begrüßung Lamberts meine hochmütigste Miene aufsetzte. Dann stellte ich mich neben Fräulein De Ciel, und wir sprachen leise miteinander.

„Sehen Sie nur, wie schön sie aussieht,“ flüsterte sie mir zu und wies auf Penelope, die in ihrem einfachen, grünen Kleidchen, das mit schmaler Sammetborte besetzt war, hold und anmuthig, wie ein lebendig gewordenes Kindermärchen anzuschauen war.

Lambert sprach in gedämpftem Ton zu ihr. „Finden Sie nicht Fräulein De Ciel,“ fragte ich in einer Erregung, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, „daß dieser Herr Lambert das Fräulein ein wenig aufdringlich attaquirt?“

Im nächsten Augenblick schon bereute ich die thörichte Frage.

Fräulein De Ciel sah mich einen Augenblick fest an, ehe sie erwiderte:

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß wir jeden Tag

die Verlobung zwischen dem Fräulein und Herrn Lambert erwarten dürfen?“

Ich muß bei diesen Worten ein merkwürdiges Gesicht geschnitten haben; denn Fräulein De Ciel fragte mich ganz betroffen: „Um Gottes willen, was ist Ihnen denn?“

„O, nichts . . . nichts!“ — entgegnete ich verwirrt, „mir steigt öfter ganz plötzlich das Blut zu Kopf.“

Frau Stathaki, die in diesem Augenblick hinzutrat, erlöste mich.

„Katen Sie mal, Herr von Korff,“ sagte sie gönnerhaft, „was wir morgen großes im Projekte haben.“

Ich zuckte die Achseln. „Bedaure, Gnädigste, zum Katen absolut kein Talent zu haben.“

Sie überhörte den frostigen Ton, in dem ich diese Phrase hervorstieß.

„Wir wollen zur Duse! Herr Lambert hat uns eingeladen.“

Aha! dachte ich, dort feiern sie Verlobung. Eine heiße Wut stieg in mir auf. Und mit der durchdringenden Miene eines Richters sah ich scharf zu Penelope hinüber, die sich tief über ihre Stiderei herabbeugte.

Jetzt erhob sich Karsten, um schweigend in das glimmende Feuer einige Holzscheite zu werfen. Bald

prasselte es hell und freudig auf, und er stand davor, als könnte er sich an diesem Anblick nicht satt sehen. Endlich wandte er sich ab und murmelte vor sich hin:

„Wenn man jetzt noch Musik hätte, das gäbe einen Feuerzauber!“ — Dabei blickte er ein wenig empor, und mir schien es, als ob ein flüchtiges Lächeln für einen Augenblick sein starres, ernstes Gesicht erhellte, ein Lächeln, das diese schwermütigen Züge wunderbar verschönte.

„Meiner Treu! Herr Karsten hat recht,“ sagte jetzt der alte Herr Fratelli, zur Vollkommenheit solch eines Winternachmittags gehört nur noch Musik.“

Benelope warf Lambert einen schnellen Blick zu, und sofort erhob sich dieser und nahm vor dem kleinen Instrument Platz.

Er begann zuerst mit ein paar Läufen, um gleich darauf mit Schumanns einzigartiger Träumerei einzusetzen.

Er spielte für Benelope — für sie allein, das empfand ich deutlich. Und seine ganze Kunst bot er auf, um ihr die Stärke seiner Liebe eindringlicher, als alle Worte es vermögen, darzuthun.

An diesem Abend meinte ich, daß er mit einer Sinnlichkeit ohne Maß und Grenze spielte. Dabei

bewegte sich fein Vortrag im zartesten Piano und gerade hierin lag das Raffinement.

Ich geriet allmählich bei diesem Spiel in eine seltsame und eigentümliche Stimmung. Ich konnte mich der Wirkung seines Vortrags nicht entziehen — und wäre doch am liebsten aufgesprungen, um diesen Burschen vom Instrumente zu zerrn und auf Tod und Leben mit ihm zu ringen. Ich blickte mich nach allen Seiten um — ich wollte wissen, wie die Anderen sich zu diesen Tönen verhielten. Fräulein Le Ciel, die gute Seele, saß mit gefalteten Händen da, voll frommer Andacht, in echter, rechter Kirchenstimmung. Herr und Frau Fratelli schienen weit entfernt, vielleicht träumten sie sich in eine glückliche Vergangenheit zurück, wo auch sie den Frühling des Lebens genossen, seinen Blütenduft eingeatmet und sich an ihm berauscht hatten. Selbst auf Frau Stathakis Bügen entdeckte ich weichere Konturen, möglich, daß sie unter diesen Klängen an Penelopes Hochzeitskleid dachte.

Aber was war das? In den Augen des Fräuleins glänzten leuchtende Thränen, sie sah niemanden, ihre Seele schien weit, weit fort auf unsichtbaren Schwingen.

Karsten aber fuhr mit seinen langen, knöchernen

Fingern durch den grau gesprenkelten Bart und starrte wieder und wieder in die Glut.

Als jetzt Lambert aufhörte, ertete er jenen stillen Beifall, der der höchste ist, der einem Künstler werden kann.

Schwerfällig erhob er sich. Auf seinem Gesichte lag eine Weihe, die seine unschönen Züge in einer Weise verklärte, daß man einen Anderen vor sich zu sehen glaubte. Vielleicht hatte er in keinem seiner zahlreichen Konzerte so gespielt, wie an diesem Abend.

Lange währte es, ehe sich die feierliche Stimmung löste, die alle ergriffen hatte.

Als Herr Fratelli, der früher einmal Flötist an der Oper in Mailand gewesen, Lambert seinen Enthusiasmus aussprach, erwiderte dieser kurz, er wisse, daß er an diesem Abend sein Bestes gegeben habe, vielleicht, fügte er bedeutungsvoll hinzu, werde er nie wieder eine solche glückliche Stunde haben. Mehr sagte er nicht, sondern wandte sich an Penelope, die ihm zum Danke leise die Hand drückte.

Alles das sah ich mit Neid und Eifersucht. Ich wandte mich zur Thür. Ich mußte hinaus — hinaus in den dunklen Abend, um mit den bangen und traurigen Gedanken, die mich bewegten, fertig zu werden. Aber gerade im Begriff, mich leise und unbemerkt hin-

aus zu schleichen, horchte ich noch einmal auf, als es zwischen Karsten — der wider alle Gewohnheit heute den Impresario machte — und Fräulein Penelope zu einem kurzen Dialog kam.

„Bitte singen Sie uns jetzt, ein Lied,“ sagte er.

„Ich möchte heut nicht singen,“ entgegnete sie in gedämpftem Ton. „Mir ist zu Mute, als würde mir beim ersten Ansatze die Stimme springen, weiß selber nicht, wie mir ist. Aber tanzen will ich . . . ja tanzen.“

Und von einem plötzlichen Impuls getrieben, rückte sie die Stühle zur Seite, hob ihr grünes Kleid ein wenig, so daß man ihre Füße, die so klein wie die eines Kindes waren, sehen konnte und begann in wunderbaren Bewegungen, zuerst würdevoll und steif — dann allmählich die feierliche Haltung aufgebend, einen Tanz ihrer Heimat. Schließlich wurden die Passmutiger, bewegter, kühner, ohne jemals von ihrer Grazie das Geringste einzubüßen. Ihr Busen wogte auf und nieder, ihr Gesicht, das an diesem Abend so bleich und leidend ausgesehen, nahm eine Art von durchsichtiger Röte an, und ihre Augen strahlten eine Leuchtkraft wider, die mich in Rausch versetzte.

Lambert hatte sich an das Klavier gesetzt und zwar seitwärts, so daß ihm keine Bewegung verloren ging. Seine Rechte glitt leise über das Instrument, indem



seine Töne sich so unglaublich ihren seltsamen Bewegungen anschniegten, daß man hätte glauben mögen, dies alles sei das Resultat langer Übungen.

Plötzlich stand Penelope vor Herrn Fratelli still und mit einer unbeschreiblich holden Bewegung ihres schlanken Körpers küßte sie den alten Herrn auf den bärtigen Mund. Herr Fratelli hielt sie einen Moment in seinen Armen, dann erst ließ er sie frei und nahm ihre Hand, die er Chevaleresk an seine Lippen führte.

Im ersten Moment waren wir von der spontanen Äußerung Penelopes so überrascht, daß wir uns merkwürdiger Weise alle ganz still verhielten. Sie aber, heiter lächelnd, frei von jeder Koketterie, setzte sich still auf ihren Platz.

Herrn Fratellis alte Augen glänzten und Madame ging gerade auf Penelope zu, umarmte sie und sagte: „O, mia cara, wie haben Sie meinen guten Alten beseligt! Aber was ihm recht ist, soll mir billig sein, und darum küssen Sie mich geschwind auch!“

Penelope küßte sie mit strahlender Miene, küßte das gute Fräulein Le Ciel, küßte ihre härbeißige Mutter, machte Karsten, Lambert und mir eine neckische Verbeugung und sprang dann ohne allen Grund wie eine Gazelle aus dem Zimmer.

Wir waren durch dieses junge, herrliche Geschöpf,

ohne daß wir es recht wußten, alle in eine glückliche Stimmung geraten und warteten voll Ungeduld auf ihre Rückkehr, begierig, was sie wohl inzwischen ausgeheckt haben würde. Denn daß sie in irgend einer Verkleidung wieder eintreten würde, vermuteten wir einstimmig. Aber Minute um Minute verrann und Penelope kam nicht. „Ob dem Fräulein nicht am Ende etwas zugestoßen ist?“ wandte sich Karsten unvermittelt an Frau Statháki, die leise und eifrig mit Alexander Lambert Konversation machte.

Sie sah ihn kalt lächelnd mit einem niederträchtigen Ausdruck ihrer spizen Züge bei dieser Frage an.

„Zähmen Sie Ihre Ungeduld. Sie wird kommen,“ sagte sie etwas von oben herab, und es schien, als hätte sie nicht übel Lust, noch eine boshafte Bemerkung hinzuzufügen. Aber ein schroffer Blick Karstens traf sie und brachte sie zum Schweigen. Es war jedoch ein eifriger Luftzug in unser Zimmer gefahren und hatte im Nu alle behagliche Wärme davongescheucht.

„Du,“ sagte unvermittelt der alte Herr Fratelli zu seiner Frau, „sieh doch einmal zu, ob nicht dem Kinde doch etwas paßirt ist!“

Frau Statháki wollte sich schicklicher Weise jetzt erheben, aber unsere Wirtin bat dringlich, sie doch gehen

zu lassen und war, indem sie das sagte, auch schon verschwunden.

Wir anderen blieben in grundloser Angst zurück. Warum hat sich eigentlich diese Person so taktlos gegen Karsten benommen? fragte ich mich im Stillen. Und da kam mir ein Gedanke, der mir im Augenblick darauf unsäglich thöricht erschien. Sollte sie am Ende fürchten, dachte ich, Penelope könnte Dummheiten begehen, ihre Pläne bezüglich Lamberts durchkreuzen . . . und sich diesem Herrn Karsten, von dem niemand etwas Genaueres wußte . . . . Ich stieß mitten in diesem Gedankengange unwillkürlich ein kurzes Lachen aus, so daß alle erschreckt auf mich sahen. Karsten jedoch blickte mich durchdringend an. Wollte dieser Bursche sich in mein Innerstes bohren? fragte ich mich leise, indes es mich kalt überlief, und ein ohnmächtiger Zorn in mir aufstieg.

Gott sei Dank — in diesem Moment trat Frau Fratelli mit Penelope wieder ein. Das arme Ding hatte einen plötzlichen Weinkrampf bekommen und war mit letzter Kraft aus dem Zimmer gestürmt. Nun beherrschte sie sich mit aller Mühe, entschuldigte sich unter Thränen lächelnd und bat mit rührenden Worten, sich keinen Sorgen um ihretwillen hinzugeben. Ich wandte kein Auge von ihren liebreizenden Zügen — aber auf einmal fühlte ich es bleischwer in meinen

Gliedern, ich hatte ohne irgend welchen Grund die unabweisbare Empfindung, daß Karsten, dieser Karsten noch immer seine Blicke auf mich gerichtet hielt. Mit einer jähen Bewegung wandte ich mich ihm voll zu und begegnete seinen Augen, die in der That weit geöffnet auf mich gerichtet waren. Dabei schien er noch bleicher als gewöhnlich. Ich zuckte unter seinen Blicken zusammen.

Niemand von den Anwesenden hatte das bemerkt — vielleicht Penelope, die uns beide eine Sekunde gestreift hatte, und dann, wenn ich nicht sehr geirrt, sich rasch verfärbt und abgewandt hatte.

Was bedeutet das alles nur? fragte ich mich bekommen.

Die nächste Viertelstunde schon sollte mir eine grausige Aufklärung bringen. Es fiel mir jetzt auf, daß Karsten mit einem Schlage von einer nervösen Gesprächigkeit wurde. Wir blickten uns alle verwundert an. Denn in dieser Stimmung hatten wir ihn noch nie gesehen.

Er lächelte auf einmal sehr seltsam und sagte mit leisem Tonfall, als ob er unsere Gedanken erraten hätte: „Sie wundern sich über meine Beredsamkeit. Ja, Sie wundern sich. Ich sehe es Ihnen an. Mir ist aber sehr eigentümlich zu Mute — und in solcher Ber-

fassung habe ich das Bedürfnis, zu sprechen.“ Dann fing er auf einmal ganz unvermittelt von Ahnungen und Gefichtern, von den heimlichen Regungen und Rätselfn der Seele zu reden an. Er sprach sehr eigentümlich, leicht und flüchtig, dabei in einer Art von mystischem Tonfall und in einem durchaus persönlichen Stil.

Penelope war jetzt wie umgewandelt. Sie hing an seinen Zügen. In ihren Augen brannte es fieberhaft.

Ich hingegen befand mich in einem merkwürdigen Zustand der Vereiztheit.

Und als gar Lambert nachdenklich äußerte, daß es ganz gewiß problematische Zustände der Seele gäbe, die niemand mit dürren Worten deuten könne, und daß er am eigenen Fleische Dinge erlebt habe, die ihn von jener frivolen und überlegenen Skepsis gründlich kurirt hätten — kochte es in mir auf. Und nur mit Mühe hielt ich an mich. Aber jetzt wurde es zu toll in unserem Zimmer. Jeder erinnerte sich plötzlich an solch unsinnige Ammengeschichten und gab sie als verbürgte Wahrheit zum Besten. Selbst das gute Fräulein Le Ciel erzählte ganz aufgereggt und aus ihrer behaglichen Ruhe völlig aufgestört, daß eines Abends bei ihnen, ohne jede äußere Veranlassung die große amerikaniſche Stuhuhv vom Schrank gefallen sei — und da hätten sie es alle sofort gewußt.

„Was haben Sie sofort gewußt?“ fragte ich aufgebracht.

„Wir haben gewußt, daß ein Unglück über uns hereinbrechen würde,“ entgegnete sie traurig.

„Und weiter,“ forschte ich, „was geschah weiter?“

Etwa eine Minute war Fräulein De Ciel still, ehe sie antwortete: „Drei Tage später kam die Nachricht, daß der „Kronprinz Friedrich Wilhelm“, auf dem mein Bruder Kapitain war, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei.“

Der alte Herr Fratelli nickte still mit dem Kopf — Karsten hatte einen kleinen Block hervorgezogen, auf dem er eine flüchtige Notiz verzeichnete. Frau Statháki aber sagte: „O, mein verstorbener Mann hat Hefte hinterlassen, in denen noch ganz andere Dinge stehen.“

Nun mischte sich auch die stille Frau Fratelli ins Gespräch und meinte nachdenklich zu ihrem Manne gewandt: „Auch wir könnten da manches erzählen, nicht Alter?“

Herr Fratelli nickte ihr nur stumm zu.

Die ganze Gesellschaft stand unter einem eigenthümlichen Bann.

Als jetzt die Geschichte immer ärger wurde und

man auf Ahnungen und Hellseherei zu sprechen kam, vermochte ich mich nicht mehr zu beherrschen.

„Rein, das ist zu bunt!“ schrie ich dazwischen. „Das ist zu bunt! Im Zeitalter Darwins und Niezsches an solche Ammenmärchen zu glauben! Dafür hat also unsere Naturwissenschaft so bienenemsig gearbeitet!“

„Nicht das Kind mit dem Bade ausschütten,“ warf Herr Fratelli dazwischen, „und Ammenmärchen haben oft recht viel Sinn und Verstand.“

Diese Worte, die in sehr ruhigem und fast bekümmertem Ton hervorgebracht wurden, reizten mich noch mehr.

„Nehmen Sie's mir nicht übel,“ rief ich ganz außer mir, „aber ich begreife nicht, wie ein gebildeter Mensch solchen Humbug vertheidigen kann.“ Und einmal in Hitze geraten, fuhr ich fort: „Weil degenerate, ausgemergelte Schlingel und hysterische Frauenzimmer, solch degenerirtes Pack, in Paris und London Birkel und Seancen abhält, darum brauchen doch vernünftige Leute nicht auch auf diesen Seim . . . .“

Aber mitten in dieser mit prononcirtem Accent gehaltenen Rede wurde ich ganz fassungslos über die Wirkung, die ich hervorgerufen hatte.

Penelopes Gesicht sah wie weißes Linnen aus. Ihre Augen schienen starr auf einen Punkt gerichtet.

Ihre durchsichtige linke Hand mit den schmalen Fingern fuhr in zitternden Bewegungen durch die Luft.

„Fräulein . . . Fräulein! . . . Um Gotteswillen, was ist Ihnen?“ unterbrach ich mich, denn ich war der Erste, der die Veränderung ihres Wesens wahrgenommen hatte.

Sie raffte sich mit aller Gewalt zusammen. Man solle nur weitersprechen . . . nur jetzt das Gespräch nicht abbrechen, war alles, was sie angstvoll hervorstieß.

„Es giebt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt!“ zitierte Karsten mit eigentümlicher Betonung. „Ich glaube, so oder ähnlich zu lesen bei Shakespeare!“ fügte er halb spöttisch hinzu.

Ich fühlte mich in dieser Gesellschaft, die stillschweigend gemeinsame Sache machte — verraten und verkauft. Aber ich wollte nicht mit den Wölfen heulen — ich wollte nicht meinen wissenschaftlichen Standpunkt preisgeben.

„Sprichworte — Gebote und Bitate lassen mich kalt“, erwiderte ich überlegen.

Karsten fixirte mich von neuem. Er sah mich keineswegs höhniisch, — nein voll Mitleid sah er mich an.

Herr Fratelli hatte unterdessen einen Goethe-Band hervorgeholt und aufgeschlagen.



„Nicht wahr, Goethe lassen Sie gelten, das thun Sie doch,“ fragte er mit feiner Ironie. „Sehen Sie, als Ihr Goethe in meinem Vaterlande war, schrieb er in seinem berühmten Reisebericht über meinen merkwürdigen Landsmann Philippo Neri folgenden Satz, der, wiewohl ich ihn aus dem Zusammenhange reiße, doch für sich allein deutlich genug spricht — hören Sie nur.“ Und mit erhöhter Stimme las er: „Ihn (den Philippo Neri) berechtigten zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden, noch ungeesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nötigung Anderer zu seinen Gedanken.“

Herr Fratelli machte eine kleine Kunstpause.

„Und solcher Stellen,“ fügte statt seiner Herr Karsten hinzu, „gibt es bei Goethe viele. Nur an Wilhelm Meister erinnere ich Sie. Goethe war eben ein universeller Geist, der diese wunderbaren Phänomene seelisch begriffen hatte, und der in sich selbst geheimnisvolle Anlagen fühlte. Rufen Sie sich nur jene seltsame Begebenheit zurück, die sich bei einem seiner Mitte nach Seseenheim ereignete. Und Kant, ja mein Herr, auch Kant und Schopenhauer, die wohl trotz Darwin und —

Niessche einige Geltung beanspruchen dürfen, mein Herr, leugneten keineswegs das Dasein geheimer Kräfte. Und auch Sie," schloß er beinah feierlich, „werden an diesen Abend zeit Ihres Lebens denken und ein Anhänger dieser Lehre werden, viel früher, Herr von Korff, als Sie in diesem Augenblick ahnen.“

„Wollen Sie mir etwa Ihre Theorie suggeriren?“ fragte ich spöttlich.

Herr Karsten maß mich mit einem seltsamen Blick.

„Ich,“ entgegnete er leise, „ich vermag das nicht!“

„Ja, zum Teufel,“ schrie ich, „wie kommen Sie dazu, mich zum Narren zu halten! Bin ich Ihr Sockelhans?“

Und ohne seine Antwort abzuwarten, lachte ich schrill auf.

„Das ist mir eine noble Art,“ stieß ich dann heiser hervor, „sich interessant zu machen, wie gesagt eine noble Art,“ wiederholte ich in provozirendem Ton.

Sie fuhren alle entsetzt bei meinen Worten in die Höhe und sahen gespannt auf Karsten.

Nur Penelope blickte scheu zu Boden. Karsten aber sagte zuerst kein Wort, nein, keinen Laut gab er von sich. Endlich in fast flüsterndem Ton: „Herr von Korff, in einer Stunde, wo Sie von einem schweren

Unglück betroffen sind, liegt es mir fern, Ihre gewalt-  
samen Worte auf die Waagschale zu legen!“

Ich starrte ihn fassungslos an. Der bestimmte  
Ernst seiner Worte hatte die Wirkung auf mich nicht  
verfehlt.

„Was für ein Unglück hat mich betroffen?“  
stammelte ich, „so reden Sie doch!“

Er sah mich wieder durchdringend an.

„Herr von Korff,“ entgegnete er leise, „es betrifft  
ein Mitglied Ihrer nächsten Familie. Mehr möchte ich  
jetzt nicht sagen!“

Ich fühlte, wie mir die Brust zusammengeschnürt war.

„Herr Karsten,“ preßte ich mühsam hervor, „wenn  
das nur ein schlechter Witz war, so zahlen Sie mir’s!“

In den nächsten zehn Minuten herrschte im Konver-  
sationszimmer eine bange Stimmung. Vergeblich versuchte  
Frau Fratelli einen leichteren Ton anzuschlagen, ver-  
geblich bemühte sich Lambert, unsere Aufmerksamkeit  
durch allerhand Schnurren in Anspruch zu nehmen —  
es half gar nichts. So verrann eine Viertelstunde —  
— und noch eine Viertelstunde — Fräulein De Giel  
und Lambert erhoben sich gerade, um auf ihr Zimmer  
zu gehen, als plötzlich die Glocke schrill ertönte, und  
eine Minute später das Dienstmädchen hereintrat und

mir ein Telegramm überreichte, welches die Worte enthielt: „Vater auf der Jagd gestürzt, wünscht Dich herbei — komme auf der Stelle. Deine Mutter.“

---

### III.

Acht Tage später kehrte ich mit einem Flor um den Arm aus meiner Heimat in die Pension Fratelli zurück.

Ich hatte meinen unglücklichen Vater begraben und meine arme Mutter zu stützen versucht. Ich wollte nicht von ihr gehen — sie aber drängte mich, meine Studien, meine Freiheit wieder aufzusuchen. Als ich sie bat, mit mir zu ziehen, schüttelte sie traurig den Kopf. „Wer soll das Grab Deines Vaters pflegen,“ entgegnete sie leise und schwermütig, und in ihr blasses Gesicht trat ein schmerzhafter Zug. So trennten wir uns bedrückten Herzens.

Ich hatte zuerst die Absicht, die Pension Fratelli zu meiden. Eine entsetzliche Furcht vor Karsten hatte mich gepackt. . . . Ich wollte ihn nicht mehr sehen; ließ mich doch die Erinnerung an jenen Abend in Erregungen verfallen, die bis zu nervösen Beängstigungen sich steigerten, am Tage mich ruhelos hezten und

während der Nacht mich schlaflos auf meinem Lager wälzen ließen. Aber die Sehnsucht nach Penelope überwand alles, ja selbst der tiefe Schmerz über den Tod meines Vaters wurde durch die Erinnerung an sie gemildert.

Als ich das erste Mal wieder in den Kreis trat, kamen mir alle besonders liebevoll und gütig entgegen — das Fräulein Penelope drückte mir leise die Hand und blickte mich dabei so wehmütig an, daß mich der Schmerz fast übermannte, und ich plötzlich mein armes Mütterchen wieder vor mir sah mit den verweinten und vergrämten Augen und dem weichen, seidnen Haar, das über Nacht weiß geworden war.

Herr Karsten sprach kein Wort. Er reichte mir nur still die Hand — wie er denn überhaupt seit jenem Abend wieder in sein Schweigen verfallen war. Merkwürdig eingehend erkundigte sich über den Verlauf meiner Reise Frau Stathaki, das Geringfügigste schien ihr interessant genug. Ja, als ich ganz beiläufig bemerkte, daß durch den frühen Tod meines Vaters meine ganze Zukunft eine Wendung erfahren hätte, da ich die Leitung und Bewirtschaftung des Gutes thunlichst bald übernehmen würde — glaubte ich ein sonderbares Aufleuchten in ihrem Gesichte wahrzunehmen. Und seltsam, gerade in diesem Augenblick traf mich ein scharfer und

doch zugleich ängstlicher Blick Alexander Lamberts. Oder bildete ich mir das alles nur ein — und war am Ende durch all das Vorangegangene meine Phantasie so überreizt, daß ich ideenflüchtig, — verwegene Trugschlüsse zog? . . . . So viel stand aber fest — und das war keine eitle Erscheinung meiner erschöpften Sinne — daß Frau Stathaki von dem Tage meiner Rückkehr an Lambert mit schneidender Kälte begegnete. Dabei nahm sie wie etwas Selbstverständliches nach wie vor seine kostspieligen Aufmerksamkeiten entgegen. Ja, wir glaubten zu bemerken, daß nach dem Werte der Geschenke sich die Behandlung des armen Jungen richtete. Die Pensionäre zogen bedenkliche Gesichter, während unsere Wirtskleute ganz außer sich waren. Frau Fratelli scheute sich nicht, offen zu erklären, daß sie ein solches Vorgehen für eine Prellerei schlimmster Art halte. Durch einen Zufall wurde ich lauschender Zeuge eines Gespräches zwischen ihr und Lambert, das etwa folgenden Inhalt hatte: „Merken Sie denn nicht, Herr Lambert, daß diese Frau Sie auf die schamloseste Manier auszubehuten sucht, daß alles bei ihr niederträchtigste Berechnung ist?“

Kleine Pause. Alsdann Lambert in gedämpftem, nachdenklichem Ton: „Das alles merke ich, Frau Fratelli!“

Frau Fratelli: „So haben Sie ein Einsehen und lassen Sie sich nicht . . . .“

Lambert ergänzend: „Zum Narren machen — wollen Sie sagen. Auch das weiß ich, Frau Fratelli. Und trotzdem kann ich nicht anders — nein, ich kann nicht anders. Vielleicht wird alles auch noch gut, und am Ende,“ setzte er nachdenklich hinzu, „beurteilen Sie die Mutter des Fräuleins allzustrenge.“

Jetzt fielen nur noch wenige Worte in leiserem Ton — und die beiden trennten sich.

Wie leidenschaftlich muß er sie lieben, dachte ich bei mir, wenn er sich all der Demütigungen bewußt ist — und doch nicht nachläßt. Aber wie konnte Penelope die Geschenke annehmen? fragte ich mich. War sie etwa im Geheimen seine Braut — oder machte sie mit der Mutter Halbpakt? Ach, wie war ich von der eigenen Liebe verblendet, um nicht die verängsteten Blicke zu sehen, mit denen sie seine Geschenke entgegen nahm!

An dem Abend, wo ich Frau Fratelli und Lambert belauscht hatte, brachte Frau Stathaki beim Nachtmahl ganz unvermittelt das Gespräch auf Mischgehen. Den erwünschten Anlaß dazu bot ihr ein Zeitungs-Referat über die Beschlüsse der in Berlin tagenden Synode.

„Ja“, sagte sie in erregtem Tone, „da haben die

Herrn Geistlichen endlich einmal eine Frage aufgegriffen, die in der That brennend ist. Ich stehe ganz auf dem Boden der Synode“, fuhr sie mit scharfer Betonung fort. „Diese Mischehen sind ein schreiender Mißstand. Mann und Weib müssen vor allem eines Glaubens sein.“

Daß dieser plumpe Angriff gegen Lambert gerichtet war, schien deutlich.

Benelope war flammend rot geworden, sie mochte am bittersten die Taktlosigkeit der Mutter empfinden.

Um Lamberts aufgeworfene Lippen suchte bei den Worten der Frau Stathaki ein frappantes Lächeln, das ich mir nicht deuten konnte. Ich wollte eben zur Abwehr ein kräftiges Wort entgegnen, denn diese Art zu beleidigen und zu treffen, hatte mich verletzt — als Karsten mir zuvorkam.

„Ihre Art, ein Religions- oder Racen-Thema auf's Tapet zu bringen, gnädige Frau, ist zum mindesten geschmacklos,“ sagte er mit harter Stimme.

Frau Stathakis Züge erhielten bei diesen Worten eine nahezu grünliche Farbe; sie schnappte förmlich nach Luft, während sie sich nach allen Seiten hilflos umsah, ob ihr nicht ein Verteidiger erstehen würde.

Aber da sie auf den Mienen aller nur abweisende Kälte erblicken mochte, schien sie es für klüger zu erachten, sich in Schweigen zu hüllen und Karsten nur



einen Blick zuzuwerfen, in dem Haß und Verachtung zu lesen waren.

Karsten strich sich gleichmütig den Bart zurecht, ohne von Frau Statháki's Gefühlen die mindeste Notiz zu nehmen.

Aber wer dieses Schweigen plötzlich unterbrach, war kein Anderer, als dieser Herr Lambert. Beinahe verbindlich lächelnd, meinte er, es läge doch absolut keine Nötigung vor, an das, was Frau Statháki geäußert, eine Polemik zu knüpfen. Es sei eine Ansicht, wie jede andere, ja er sei sogar überzeugt, daß Frau Statháki nichts weniger, als allein mit dieser Meinung dastünde. Er selbst neige jedenfalls zu der Auffassung der Frau Statháki. Wenn die Herrschaften übrigens nichts dagegen hätten, würde er jetzt etwas von Chopin spielen, seinem großen Landsmann, dem Freunde der Frau von Staël. Warum er diese Floskel hinzugefügt, war uns nicht recht klar. Er ließ uns auch gar keine Zeit zur Entgegnung, sondern setzte sich ohne Weiteres vor das Instrument.

Als er geendet, klatschte Frau Statháki ostentativ.

Er verbeugte sich vor ihr, wie vor einer Königin. Er wisse ihren Beifall zu schätzen, sagte er, und wiederum trat jenes sonderbare Lächeln auf seine Züge.

War das ein devoter Schlingel, oder beherrschte er die Kunst der Ironie, wie kein zweiter?

Übrigens verließ er unmittelbar darauf das Zimmer, nachdem er rasch zuvor mit einer freien Bewegung Penelopes Hand genommen und geküßt hatte.

Das alles war so geschwind vor sich gegangen, daß es unmöglich zu einer Replik hatte kommen können.

Ja, ich sah deutlich, wie Penelope ihn leuchtend anblickte, ohne sich im geringsten Zwang anzuthun.

Frau Statháki jedoch suchte über eine gewisse Verlegenheit hinwegzukommen, indem sie sich mit ungewöhnlicher Gesprächigkeit an mich wandte, dem sie überhaupt in jüngster Zeit alle nur denkbaren Avancen machte.

Ich hörte ihr nur zerstreut zu und entfernte mich schon nach kurzem. Ich hatte das Bedürfnis, in freier Luft zu atmen. Als ich nach etwa einer halben Stunde zurückkehrte, erzählte mir Frau Fratelli, die ich allein im Salon antraf, daß sich in meiner Abwesenheit eine heikle Scene zugetragen hätte. Frau Statháki habe sich nach meinem Fortgehen ebenfalls mit dem Fräulein erhoben, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Bald darauf hätten die Diensthoten ihre Stimme freisprechen hören. Das Hausmädchen wäre resolut in das Zimmer gegangen und hätte gerade noch gesehen, wie diese nichtswürdige Person das Fräulein mit den Fäusten

bearbeitet und mit drohender Miene von ihr etwas gefordert habe. Das Fräulein aber habe mit funkelnden Augen den Kopf geschüttelt, sie trotzig angesehen und sich still schlagen lassen. Bei dem plötzlichen Eintritt des Dienstmädchens habe das Ungeheuer erschreckt innegehalten.

Und nun schimpfte die gute Frau Fratelli mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres südlichen Temperaments auf diese freche Person, während ich gesenkten Hauptes still und stumm dasaß, um bald darauf, voll drückender Gedanken mein Lager aufzusuchen.

---

#### IV.

Sie schlägt sie . . . Und das Fräulein steht mit trotzigem Augen da, schüttelt das Köpfchen und läßt sich schlagen . . . . schlagen von den knöchernen Fingern dieses Weibsbildes . . . Den Kopf zerbreche ich mir nach des Rätsels Lösung. Das Fräulein wird geschlagen — — ich werde bei dem Gedanken einen ziehenden Schmerz nicht los, den ich seelisch und körperlich zugleich empfinde.

In den nächsten Tagen herrscht gegen die Frau

eine erbitterte Stimmung, kein Wort wird an sie gerichtet, und nur eines geringfügigen Anstoßes bedarf es, um unsere Empfindungen unverblümt zum Ausdruck zu bringen. Aber diese Person weiß sich zu winden und zu drehen, daß niemand ihr beizukommen vermag.

Penelope ist anfangs einsilbig und wortkarg. Ein Hauch von Schwermut liegt wie ein feiner Schleier über ihren Zügen . . . aber sie . . . sic ist es schließlich, die mit ihrem silbernen, tönenden Lachen die Unmuthsgeister bannt — sie und das vornehme Fräulein Le Ciel, mit dem sie Freundschaft geschlossen und seit einiger Zeit heimliche Unterredungen hat. Was die beiden nur zusammen plauschen?

Und eines Nachmittags, als ich den Korridor entlang gehe, bleibe ich plötzlich vor Fräulein Le Ciel's Zimmer stehen und — lausche. Mein Plan ist ausgetüftelt, wenn unvermittelt von innen die Thür geöffnet wird, so bitte ich mir das Buch der Lou Andreas „Im Kampf um Gott“ aus, das ich Fräulein Le Ciel geliehen. Nun sehe ich mich nach allen Seiten vorsichtig um . . . . Gott Lob, ich bin ungestört. Ich empfinde keine Scham — absolut nicht. Lord Baton, ein Adelsmensch von Geist und Geburt, ist in der Politik mein Mann. Man muß mit allen Mitteln kämpfen . . . Nun gut!

Eine Weile stehe ich und vernehme abgerissene Worte, die ich zu keinem Vers zusammenbringe. Aber auf einmal ist es mir, als ob da drinnen eine Thür geöffnet wird. Ich trete einen Schritt zurück — schon meine vorbereitete Ausrede auf den Lippen, als ich merke, daß ich genarrt bin. Die Thür, die geöffnet wurde, führt von Fräulein De Ciel's Zimmer nach dem des Herrn Karsten. Und unmittelbar nach diesem Schluß höre ich schon Karstens Stimme.

Er habe geschrieben, sagt er in leisem Ton, aber ich höre es ganz deutlich; denn mein Atem stockt, und mein Ohr ist in dem Augenblicke so geschärft, daß ich Gras und Blüten würde wachsen hören.

Mein erstes Empfinden ist — das ist gemein — das ist einfach gemein und niederträchtig sowohl gegen Lambert, wie gegen mich. Und das hatte der arme Lambert denn doch nicht um sie verdient. So in aller Heimlichkeit Rendez-vous abzuhalten. Und dieses Fräulein De Ciel . . . nein, allerliebste! Mache die Kupplerin — — Frau . . . Schau . . . Wem . . . Ja, die Frommen, die mit den Taubenaugen . . . die mit den Kirchengesichtern! . . . Ich empfinde gegen Karsten wieder meinen alten, bitteren Haß — — dieser verstockte Bursche . . . dieser . . . Aber plötzlich wird mein Gedankengang unterbrochen.

Weiche Zithertöne dringen an mein Ohr, so weich wie fein gesponnene Seide, so leise wie das Murmeln des kleinen Baches, der über weißen Sand dahinplätschert.

Und Karsten singt dazu mit heller Stimme. Ein merkwürdiges, heimliches Lied, das Karsten singt, in tiefen, unendlich tiefen Tönen. Karsten singt von einem weißen Marmorfaal in einem grünen Schlosse auf Meeresgrund, wo verzauberte Wesen, Menschen einer anderen Welt, die Stirn mit Wasserrosen bekranzt, helle Lieder singen. Und helläugige, kleine Nixen tanzen dazu und kredenzen in feinen Kristallen funkelnden Wein.

Zuletzt hatte Karsten stärkere Töne angeschlagen, und auch die Zither gab unter seinen Fingern lautere Klänge.

„Is det abber scheen!“ . . . Ich drehe mich scharf um. Neben mir stehen die beiden Dienstmädchen, von den wunderlichen Weisen herbeigelockt.

Ich werfe ihnen statt aller Antwort einen höhnischen Blick zu. Aber jetzt wird es drinnen still — ich höre, wie die Thür von neuem geht. Ich schließe, daß Karsten sich wieder auf sein Zimmer begeben hat. Die Dienstmädchen haben sich ebenfalls wieder in die Küche getrottelt, gerade als ich einem unüberwindbaren Drange folgend, an die Thür geklopft hatte. Sie sollten es wenigstens wissen, daß sie einen Zeugen gehabt.

Ich verbeugte mich etwas förmlich, indem ich meinen Wunsch äußerte.

Fräulein De Ciel hat, das Buch noch länger behalten zu dürfen, und dann fügte sie fast gleichzeitig mit Penelope zu meinem maßlosen Erstaunen hinzu: „Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind. . . Sie haben sich um einen seltenen Genuß gebracht. Herr Karsten hat nämlich die Zither gespielt und ein Lied dazu gesungen.“

„Ich habe es gehört,“ erwiderte ich — „ich stand an der Thür und lauschte.“

„Und weshalb kamen Sie nicht herein?“ fragte Fräulein De Ciel.

„Ich wollte nicht stören,“ entgegnete ich frech.

„Sie hätten aber nicht gestört!“ Eine kleine Pause, in der ich vor Verlegenheit nichts mit mir anzufangen weiß.

Aber Penelope schien auf einmal mit jenem weiblichen Spürsinn, der bei einer Frau, die liebt, aufs äußerste geschärft ist, meine letzten Gedanken erraten zu haben.

Sie sah mich eine Sekunde starr an, ohne ein Wort zu sprechen.

Fräulein De Ciel forderte mich auf, Platz zu nehmen,

ich entfernte mich jedoch mit einer linkschen Verbeugung. Am liebsten hätte ich mich geprügelt wegen meines läppiſchen Benehmens. Es war ein Glend und Unbehagen, in dem ich mich auf meinem Sopha wälzte. Ich wurde das Gefühl nicht los, mich lächerlich gemacht zu haben, mir war's, als läge ich auf Nadeln. Ich hielt es nicht lange in meinen vier Wänden aus. Eine sinnlose Wut überkam mich. Ich stürzte in die Küche, um mir einen Trunk frischen Wassers zu holen.

„Herr von Korff“, flüsterte mir die Köchin zu, „so denken Sie doch nur, der Herr Lambert . . . . der Herr Lambert ist Katholik geworden, griechischer Katholik, Herr von Korff!“

Ich glaubte, das Frauenzimmer sei übergeschnappt, aber das Hausmädchen fing nun auch an: „Sie sollten es doch niemandem erzählen, Liese . . . . Sie hatten es doch Herrn Lambert versprochen . . . . aber wahr ist es,“ setzte sie hinzu — — „vor einer, ja gerade vor einer halben Stunde haben sie ihn getauft!“

Mehr hörte ich nicht. Ich eilte wieder davon. Wenn das sich bestätigte — und es schien kein Grund daran zu zweifeln, wenn man sich seiner Worte von damals erinnerte in jener peinlichen Scene zwischen ihm und Frau Stathäki.

Zum Teufel — — dieser Lambert hatte es eilig



. . . . Und ich Narr hatte noch vor einer Stunde so einen unsinnigen Verdacht genährt. Herr Karsten, der gut und gern ihr Vater hätte sein können — dieser alternde Herr Karsten, der an den Augen litt, einen häßlichen, blauen Kneifer trug — in der Regel trocken wie ein Stockfisch, finster und in sich versunken an der Tafel saß — — und mein jugendglänzendes Frühlingskind.

Mit erregten Schritten durchmaß ich mein Zimmer. So ein Fuchs, so ein listiger Fuchs — wird in aller Heimlichkeit Konvertit — und denkt, jetzt kann er mit ihr zum Herrn Pfarrer gehen und von da ins Brautbett — — jetzt giebt es kein Hindernis mehr. War das ein sonderbarer Heiliger, warf wie einen alten Rock sein Judentum fort. Solch ein Renegat — solch ein treulofer Schelm! Meine Menschenkenntnis hatte mich also nicht betrogen — — im Stillen hatte ich ihm so etwas stets zugetraut. Es war doch im Grunde miserabel, mir auf solche Art den Rang ablaufen zu wollen — — einfach miserabel!

Aber der Bursche sollte sich täuschen, wenn er glaubte, mit solchen Farcen mich aus dem Felde schlagen zu können. Dem wollte ich einen Brei anrühren, an dem er sich die Zunge verbrennen sollte. Ja, das wollte ich. Auf einmal jedoch zuckte ich förmlich zurück. Herr

Gott — bei mir lagen ja die Dinge genau so. Penelope katholisch — und meine Familie seit undenklichen Zeiten gut protestantisch — streng lutherisch. Und daran würde ich nie rühren . . . niemals!

Von solchen Gedanken gequält, hatte ich ein Pochen überhört. Als es jetzt stärker ertönte, fuhr ich schreckhaft zusammen, bevor ich Antwort gab. Aber wie erstaunte ich, als jetzt auf mein „Herein“ Frau Stathaki in schwarzem, knisterndem Kleide mit scheuer Miene mein Zimmer betrat.

Sie blieb in der Thür stehen. „Ich bitte um Pardon, wenn ich etwa störe, ich hätte gerne,“ fuhr sie hastiger fort, „ein paar Worte mit Ihnen gewechselt.“

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, gnädige Frau,“ entgegnete ich, während mir nicht sonderlich gut zu Mute war. Glaubte ich doch in dem hageren Gesicht der Frau einen lauernden Ausdruck zu lesen.

„Es ist wohl mehr Penelopes wegen,“ sagte sie, indem sie sich zu einem fatalen Lächeln zwang, „weßhalb ich mich an Sie wende. Ich habe nämlich die Absicht, schon in den nächsten Tagen mit ihr nach Griechenland zurückzukehren.“

Hätte in diesem Augenblick ein Erdstoß Frau Stathaki, mich und alle Möbelstücke in die Luft ge-

hoben, unmöglich würde ich ein verblüffteres Gesicht geschnitten haben.

„Ach nein, das ist wohl nicht denkbar,“ erwiderte ich völlig verwirrt, unfähig, meine Bewegung zu verbergen.

Frau Statháki blickte mich fest an, als sollte sich jedes weitere Wort nach meinem Benehmen richten.

„Es muß wohl sein,“ antwortete sie nach einer kleinen Weile. Ganz aufrichtig gesprochen, Herr von Korff, ich vermag das Leben nicht weiter fortzuführen — es geht einfach über meine Verhältnisse. Was soll ich also thun? Penelopes Studien können noch lange dauern, ehe das hineingesteckte Kapital sich verzinst . . . . aber davon ganz abgesehen, Herr von Korff, da wir ohne Mittel sind, müßte ich, wollten wir hierbleiben, Herrn Lambert's Werbung gutheißen — und dazu kann ich mich vorläufig denn doch nicht verstehen. Ich habe zu Ihnen von Anfang an ein so merkwürdiges Vertrauen gehabt, Herr von Korff, daß ich mich nicht scheue, Sie in meine Karten blicken zu lassen.“

Nun machte sie eine kurze Pause, um mir Zeit zu lassen, alle Eventualitäten zu bedenken. Dann fuhr sie fort: „Ich wollte Sie nun bitten, mir bei der Zusammenstellung des Reise-Plans behilflich zu sein. Sie wissen, Frauen sind in solchen Dingen so schwerfällig. Ich möchte gern mit einem kurzen Abstecher über Italien

nach Athen zurückkehren, wo wir vermögende Verwandte besitzen. Würden Sie also die Güte haben . . . . .“

Bei den letzten Worten unterbrach ich sie. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt in jener ungestümen Schnelligkeit, mit der man nur in der Jugend Pläne schmiedet. Und ganz ekstatisch sagte ich: „Liebe Frau Stathaki, ich hoffe zuversichtlich, Sie werden diesen unseligen Plan fallen lassen. Sie sind gegen mich offen gewesen — ich will es gegen Sie ebenfalls sein, mit der einen Bitte, daß diese Dinge streng unter uns bleiben. Also mit einem Worte — ich . . . . nun ja . . . . ich . . . . ich empfinde für das Fräulein eine starke Neigung, vielleicht, daß es mir gelingt . . . . ich meine, es wäre denkbar, daß das Fräulein mit der Zeit . . . . ich bin, wie Sie wissen durch den plötzlichen Tod meines armen Vaters so gut wie selbständig — — und meine Mutter würde gewiß . . . . ja ganz gewiß . . . . Worum ich Sie nun bitte, ist folgendes, Sie möchten Ihre Sorgen um das Leben auf mich abwälzen. Mir ist es ein geringes, mein Wort darauf! Also sagen Sie ja . . . . und versprechen Sie mir, daß niemand, nein niemand und am allerwenigsten das Fräulein, auch nur das leiseste von unserer Unterredung erfährt.“

Frau Stathaki hatte mir stillschweigend und

dem äußeren Scheine nach teilnahmtos zugehört. Nur einmal, oder irrte ich, hatte es in ihren gierigen Augen jäh aufgeleuchtet. Jetzt als ich geendet, ließ sie mich eine geraume Weile auf ihre Antwort warten.

„Ich weiß doch nicht,“ begann sie dann zögernd, „ob ich Ihr großmütiges Anerbieten . . . . Sie könnten gar denken,“ fuhr sie schneller fort, „ich sei zu diesem Zweck zu Ihnen gekommen . . . . nein . . . . nein . . . es geht wohl doch nicht!“

Dieser Widerspruch reizte und erregte mich. Ich machte ihr klar, daß ich aus purem Egoismus handelte — stünde doch mein ganzes Lebensglück auf dem Spiele.

Sehr zögernd und scheinbar sich sehr sträubend, gab sie endlich nach.

„Ja,“ fragte ich plötzlich, „liebt das Fräulein am Ende Lambert?“

Sie lächelte so eigentümlich bei dieser Frage, daß ich wieder jenes Frösteln empfand, wie damals, als ich sie das erste Mal gesehen.

Vielleicht mochte sie etwas von dem, was in mir vorging, wittern, denn ihre Miene wurde ernst, als sie erwiderte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr von Korff, daß dies bis jetzt noch nicht der Fall ist. Aber Ihre

Sache will ich mit allen meinen schwachen Kräften fördern.“

Ich nickte stumm — und hätte doch am liebsten laut gesagt: Thun Sie das nicht, Verehrteste, stecken Sie sich gar nicht dazwischen, denn ganz offen gesagt, mir ist vor Ihrer Bundesgenossenschaft ein wenig bange.

Aus solchen Hintergedanken störte sie mich mit den Worten auf: „Daß ich es für das Kind als ein großes Glück betrachten würde, Herr von Korff, brauche ich Ihnen nicht zu versichern, ich frage mich nur, ob bei Ihrer Jugend Ihre Frau Mutter damit einverstanden sein dürfte.“

„Ich weiß, daß meine Mutter nur mein Glück will.“

„Das wollen Mütter stets,“ entgegnete sie spitz, „nur daß die Auffassungen zwischen Müttern und Kindern sehr oft entgegengesetzte sind. Übrigens,“ setzte sie hinzu, „ich möchte nur noch wissen, Herr von Korff, wie Sie sich das denken. Soll das ein jahrelanges Hin- und Herschleppen werden . . . ja, dagegen müßte ich — ein Mädchen ist nur einmal jung — — — und daß Penelope zu den höchsten, ich darf wohl sagen, höchsten Ansprüchen berechtigt ist, werden Sie mir wohl zugeben. Sie verzeihen, daß ich diese Dinge so schnell berühre. Aber ich denke, es ist besser, man schenkt sich gleich reinen Wein ein.“

„Gnädige Frau, das deckt sich durchaus mit meiner Auffassung. Ich bin in einem halben Jahre majorenn. Alles weitere ergibt sich von selbst.“

„Und es ist Ihr felsenfester Entschluß, von dem Sie niemand abzubringen vermag, Penelope in Ihr Haus als Herrin zu . . . ?“

„Ja, gnädige Frau — — vorausgesetzt, daß das Fräulein meine Neigung teilt.“

„Gut . . . . gut . . . . Vortrefflich!“ Dann ging sie an das Fenster und trommelte ein paar Minuten an den Scheiben. Sie schien offenbar etwas zu überlegen.

„Hören Sie mal,“ sagte sie plötzlich, „ich als Mutter . . . . Sie werden mir das nachfühlen . . . . ich als Mutter bin verpflichtet, alle Eventualitäten in's Auge zu fassen. Wenn Sie zum Beispiel dennoch durch irgend welche Einflüsse Ihren Entschluß ändern . . . was dann?“

„Gnädige Frau, das ist einfach ausgeschlossen!“

„Ja . . . ja . . . ! Das sagen Sie . . . Das glauben Sie jetzt selbst. Aber man kann doch nie wissen, was im Leben alles eintritt . . . Penelope könnte sich ja jeden Augenblick mit Herrn Lambert . . . bitte, unterbrechen Sie mich nicht . . . . ich will nur sagen, daß sie dann in jedem Falle glänzend versorgt

wäre . . . . aber mir liegt vor allem des Kindes Glück am Herzen, und deshalb reagire ich nicht darauf. Nun stellen Sie sich aber vor, Herr von Korff, Sie werden trotz alledem eines schönen Tages anderen Sinnes . . . . und ich habe das von der Hand gewiesen . . . . ja, was dann?"

„Wenn ich Ihnen nun versichere, gnädige Frau, entgegnete ich in nervösem und gereiztem Tone, daß daran auch nicht im entferntesten zu denken ist. . . .“

Sie ließ sich nicht beirren. „Schön,“ erwiderte sie beschwichtigend . . . . „schön, ich sehe davon ab . . . . ich sehe davon völlig ab . . . . aber gesetzt . . . ja gesetzt, irgend . . . . irgend etwas Menschliches passiert Ihnen heute . . . .“ Sie hielt inne, als erwartete sie einen Einwurf.

Ich jedoch sprach kein Wort.

„Herr von Korff,“ begann sie von neuem, „wir stehen alle in Gottes Hand, aber oft wird man im Leben eher abgerufen, als man ahnt . . . . würden Sie für diesen Fall an Penelope denken? . . . .“

Nun zuckte ich doch ein wenig zusammen. Noch nie hatte ich an den Tod in so gerader Beziehung auf mich gedacht — — und nun wurde mit diesem Ereignisse als mit einem selbstverständlichen Faktor kalt und kühl gerechnet.



„Ich verstehe Sie nicht ganz, gnädige Frau,“  
antwortete ich peinlich berührt.

Diese Person jedoch war nicht aus der Fassung  
zu bringen.

„Ich meine,“ entgegnete sie, „Sie sollten, für den  
Fall, daß die Partie zwischen Ihnen und Penelope nicht  
zu stande kommt, einen Wechsel ausfertigen, der die  
Zukunft meines Kindes einigermaßen sichert. Ich denke,“  
fuhr sie mit zischender Stimme etwas rascher fort,  
„diese Formalität könnte Ihnen, wenn Sie Penelope  
wirklich lieben, nicht schwer fallen. Aber,“ fügte sie  
hinzu, „um keinen Preis möchte ich irgend welchen  
Zwang auf Sie ausüben, wie gesagt, um keinen Preis!“

Ich war in einer verteufelten Lage — und doch  
zauderte ich nicht lange . . . ich hatte wohl einen Moment  
das beängstigende Empfinden: diese Frau treibt mit dir  
ein im Stillen längst abgeartetes Spiel — und trotz-  
dem vermochte ich es nicht, mich zu einer ablehnenden  
Antwort aufzuraffen. Ich sagte vielmehr: „Sie haben  
vielleicht recht, Frau Statháki, auch ich bin über Leben  
und Sterben heute ganz anderer Meinung, als noch vor  
kurzer Zeit. Im übrigen,“ setzte ich hinzu, „habe ich  
keinen Menschen auf Erden so lieb, wie . . . wie  
Ihre Tochter. Wenn dieser Fall also eintritt — so

soll für das Fräulein gesorgt sein. Auf welche Art — darüber können wir ja später uns bereden.“

Jetzt schien sie endlich befriedigt und unfähig, ihre Freude und Genugthuung länger zu unterdrücken.

„Herr von Korff, das heißt wie ein Mann gesprochen. Wie froh bin ich, daß meinem Kinde ein solches Glück bescheert ist! Und sehen Sie, das dankt Penelope einzig und allein mir! Nämlich, als wir unsere Reise antraten, steigt im letzten Augenblick ein Priester in unser Coupee. Sie können sich meinen Schreck vorstellen — — mit einem Priester reisen, müssen Sie wissen, bedeutet bei uns, dem Unglück entgegenfahren. Was thu' ich? Schnell entschlossen nehme ich unser Handgepäck heraus, gebe Penelope einen Wink — — und — und lasse den Heiligen allein seine Reise antreten, während ich mit dem Kinde auf den nächsten Zug warte, der fünf Stunden später . . . Sie sehen, wie recht ich hatte.“

Dieser unsinnige Ausbruch ihrer Stimmung war mir womöglich noch fataler, als ihre raffinirten Calculs einige Minuten zuvor. Zudem war ich von der Aufeinanderfolge der Erlebnisse so erschöpft, daß ich sehnlichst die Unterredung beendigt zu sehen wünschte.

Sie mochte spüren, wie es um mich stand. So empfahl sie sich denn plötzlich sehr eilig, sehr verworren

und ganz unvermittelt. Ich atmete ordentlich erleichtert auf, als sie hinter sich die Thür geschlossen hatte.

Aber ein paar Sekunden später erschien sie noch einmal auf der Schwelle: „Ich wollte Sie nur noch bitten,“ sagte sie hastig, „mir die Monatsraten, über die wir vorhin sprachen, in Geldbriefen zu senden. Es macht sich so besser.“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, war sie verschwunden.

---

V.

In der nächsten Zeit lebte ich in einem Zustande ewiger Erregung. Zuerst mußte natürlich die materielle Frage gelöst werden. Ich hatte schon bei Lebzeiten meines Vaters einen Monats-Wechsel von fünfhundert Mark bezogen, den ich jedoch kaum zur Hälfte verwandt hatte.

So überzählte ich denn meine Barschaft und fand, daß ich mit Hilfe meiner Ersparnisse mühelos zweihundert Mark an Frau Stathaki monatlich absenden konnte. Sollte ich in Verlegenheit kommen — nun so wußte ich, daß es nur eines Wortes bedürfen würde, um meinen Etat zu erhöhen. Als die erste Summe drei Tage nach unserer denkwürdigen Konferenz eintraf,

wußten sich unsere Wirtleute vor Staunen nicht aus, noch ein.

Diese Frau Stathaki nämlich hatte ostentativ in der Küche die Geldsendung in Empfang genommen und zu Frau Fratelli ganz nebenbei geäußert, daß es Gott sei Dank mit den Geldverlegenheiten jetzt ein Ende habe — denn die Deutsche Bank sei beauftragt, jeden Monat die gleiche Rate an sie abzuliefern. Zu mir selber aber kam sie in einem förmlichen Kaufszustande, ob denn das möglich sei, ob ich wirklich, ohne mir selber wehe zu thun, so viel für ihre Tochter und sie entbehren könnte. In ihren kühnsten Erwartungen hätte sie nur auf die Hälfte gerechnet.

Ich beruhigte sie mit ein paar kühlen Worten und versicherte ihr, daß ich nur meinen Verhältnissen entsprechend für sie eingetreten wäre.

Von dem Momente an betrachtete sie mich für eine gerade zu glänzende Partie und bot alles auf, sich mir dienstbar zu machen. Dabei war sie schlau genug, nach außen ihr Benehmen gegen mich in keiner Weise zu ändern, so daß thatsächlich niemand von unserem Vertrage etwas ahnte.

Über was war das? . . .

Zuweilen blickte mich Penelope so scheu an und mied so ängstlich meine Gesellschaft, daß ich in all den Rätseln mich nicht mehr zurecht fand. Hatte ich sie

ahnungslos beleidigt . . . oder wußte sie gar etwas von dem Pakte zwischen mir und ihrer Mutter? . . .

Ich stellte eines Tages Frau Statháki — — ich wollte unter keinen Umständen diesem einzigen Wesen gegenüber eine zweideutige Rolle spielen.

Die Frau ergriff mit einer perfiden Vertraulichkeit meine Hand, die sie über Gebühr lange tätschelte. „Aber mein lieber, guter Korff, was sind Sie in Liebesdingen unerfahren! So ein jung Mädelchen, das in seinem Kämmerlein ganz still für sich dahinträumt und schon in Gedanken an das, was einmal kommen muß, sich in das Herz hineinschämt, wie kann das anders sein, wenn es den sieht, von dem es träumt? Es ist doch für ein achtzehnjährig Fräulein — und Penelope ist in diesen Dingen so unerfahren, wie ein Neugeborenes — immerhin,“ so schloß sie lächelnd, „eine heikle Geschichte . . .“

Mir schoß das Blut bei diesen Worten zu Kopf — — war mir doch vor der Vertraulichkeit dieser Person stets etwas bange. Und dennoch ließ ich mich für den Augenblick beruhigen — — denn ob ich mich dagegen sträubte oder nicht: Süße Zukunftsbilder umgaukelten meine Sinne. Und selbst Worte aus diesem Munde hatten zärtliche Empfindungen in mir geweckt und den Glauben an unaussprechliche Wonnen hervorgerufen.

Gegen Lambert hatte sie auf mein ausdrückliches Verlangen ihre spitzigen Reden eingestellt. Sie behandelte ihn dafür mit schmählischer Zurückhaltung, lehnte seine Geschenke ab und that so, als ob der unglückliche Junge von der Erdoberfläche verschwunden wäre.

Lambert war in der That zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten. Er hatte nur unserer geschwägigen Köchin davon Mitteilung gemacht, in der richtigen Voraussetzung, daß, wenn er sich auf Handschlag von diesem Frauenzimmer Diskretion versprechen ließ, zehn gegen eins zu wetten war, daß nach Verlauf von spätestens einer halben Stunde das ganze Haus bestens unterrichtet sein würde.

Mir that er in meinem Siegergefühl leid. Herr Gott, was würde der arme Teufel durchmachen, sobald er zu dem Bewußtsein kam, daß er überflüssig war. An diesen Auftritt dachte ich nur mit peinlichem Empfinden. Ein Glück für ihn, suchte ich mich zu trösten, daß er seine Kunst hatte, in die er sich versenken konnte. Und dann schloß ich weiter: Der Künstler wird erst durch den Schmerz. Diese abgedroschene und verlogene Redensart hatte ich irgendwo aufgegriffen.

So stand es in meinem Innern, als ein Ereignis eintrat, welches meine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge lenken sollte.

Sitzen wir da eines Nachmittags wieder in unserem gemütlichen Konversations-Zimmer. Der alte Herr Fratelli erzählt gerade mit leuchtenden Augen von den „promessi Sposi“ des Alexander Manzoni, einem Buche, das er neben der divina commedia die Bibel seines Volkes nennt, und wir alle hören ihm voll Interesse zu, besitzt er doch den edlen Enthusiasmus des Alters. Benelope allein scheint zerstreut und in einem Zustand der Erregung, den sie nur schlecht verhehlen kann. Sie sieht beständig, wenn auch verstohlen zur Thür, zuckt bei jedem Geräusch zusammen, und ich merke wohl, wie ihr das Fräulein Le Ciel des öfteren Blicke zuwirft, als wollte sie ihr sagen, so beherrsche Dich doch ein wenig, Du thöricht Kind, schau nur, wie sie Dich alle beobachten. Dabei scheint die gute Seele selbst nicht gerade in der ruhigsten Verfassung.

„Wo steckt eigentlich Karsten?“ frage ich auf einmal in einer mir selbst unbewußten Ideenassociation, „man sieht ihn ja gar nicht mehr,“ füge ich hinzu.

Er war nämlich in jüngster Zeit so gut wie unsichtbar geworden, nahm die Mahlzeiten auf seinem Zimmer ein und ließ sich in unserem Kreise nicht mehr sehen.

Auf meine Frage entgegnet Frau Fratelli: „Da haben Sie schon recht! Wer weiß, was Herr Karsten treibt!“

Und ihr Mann setzt in halbem Scherzton hinzu:  
„Am Ende ist er gar so eine Art von Alchymist und  
hat den Teufel zu Gast, mit dem er ein Konsilium  
abhält.“

„Oder er ist der Teufel selbst,“ sagte Lambert,  
„der bei uns zu Gaste sitzt und mit uns allen, ja mit  
uns allen sein Spiel treibt.“

Er spricht die Worte mit gehässiger Betonung —  
das höre ich deutlich heraus.

Auch wirft er dabei einen Blick auf Penelope, die  
ihr Gesicht abgewandt hat, das so blaß, so leblos  
blaß ist.

Weshalb ist der Mensch nur so aufgebracht, frage  
ich mich im Innern, und weshalb ist er gegen Karsten,  
der ihn stets mit Noblesse behandelt hat, so gereizt?

Aber ich komme nicht ins Klare, — habe auch keine  
Zeit, weiter zu grübeln; denn das Hausmädchen tritt  
mit geheimnisvoll verlegener Miene ohne anzuklopfen  
herein.

„Ich wollte nur fragen, ob Herr Karsten hier ist?“  
spricht sie erregt. „Er ist nämlich nicht in seinem  
Zimmer.“

„Was wollen Sie von Herrn Karsten?“ fragt  
Frau Fratelli unwirsch, über das formlose Benehmen des  
Mädchens etwas geärgert.



Nun weiß sie offenbar nicht, was sie sagen soll, zupft sich verlegen an der Schürze und stößt endlich hervor: „Da ist draußen jemand, der Herrn Karsten durchaus sprechen will.“

Frau Fratelli geht schweigend hinaus und bleibt unverhältnismäßig lange — — und plötzlich entschuldigt sich Penelope und ist mit einem Satz ebenfalls aus der Thür.

Frau Fratelli kommt endlich sehr betreten zurück.

„Denken Sie,“ sagt sie völlig aufgelöst, „da ist eine junge Person mit einem fünfjährigen, kleinen Mädchen und will zu Herrn Karsten, dessen Frau sie sei. Dabei sieht das arme Wesen so elend und verfallen aus, als ob es keinen Tag mehr zu leben hätte. Wenn nur Herr Karsten schon zurück wäre! Ich weiß ja gar nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Da sitzt sie nun im Empfangszimmer, legt weder Mantel noch Hut ab, neben sich ein winziges Reisetaschen, drückt ihr Kind fest an sich, schlägt jede Erfrischung ab und bittet nur ganz de- und wehmütig, auf ihren Mann warten zu dürfen. Wer hätte so etwas geglaubt! . . .“

Sie hat kaum ausgesprochen, als auch Penelope wieder eintritt.

„Frau Fratelli,“ sagt sie mit zitternder Stimme, „haben Sie für das arme Wurm ein wenig Milch?

Und im Empfangs = Zimmer ist es auch so furchtbar kalt — die arme Frau schlägt mit den Zähnen aufeinander, ob wohl das Mädchen ein bißchen feuern könnte . . . denn Karstens Zimmer ist geschlossen! . . .“

Karstens Zimmer sagt sie, und niemandem fällt das in der Erregung auf — niemandem außer mir und Lambert, der keinen Blick von ihr läßt, und auf dessen Backen rote, heftische Flecken brennen.

„Gewiß . . . gewiß!“ stammelt Frau Fratelli und ist schnurstracks wieder hinaus.

Herr Fratelli schüttelt bedenklich seinen weißen Kopf. „Was man nicht alles erlebt!“ meint er endlich.

Frau Stathaki aber wendet sich in spöttischem Tone direkt an mich: „Ich bin gar nicht erstaunt — aber auch gar nicht, ich habe diesem Herrn eigentlich alles zugetraut . . . mich sollte es nicht wundern, wenn morgen schon eine andere hier klingelt — und ebenfalls mit Ansprüchen an diesen interessanten Herrn hervortritt.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete ich frostig, „mit welchem Rechte Sie in dieser Weise über Herrn Karsten aburteilen.“

Das sonst so ruhige Fräulein De Ciel wird ganz wild. „Ich finde es geradezu unerhört, so etwas auszusprechen. Als ob Herr Karsten irgend welche Verpflichtung hätte, über seine Familien = Angelegenheiten

mit Ihnen zu konferiren. Wäre er hier, er würde Ihnen schwerlich die Antwort schuldig geblieben sein," schließt sie scharf.

„Wer weiß, ob Sie da denn doch nicht irren," entgegnet bissig Frau Statháki, „vielleicht . . . vielleicht . . ." aber sie endet ihren Satz nicht; denn auf einmal hören wir Karstens Stimme laut und dröhnend durch das Haus gellen.

In unserem Zimmer ist es still . . . . todesstill, niemand wagt ein Wort . . . wir ahnen, daß da ein Schicksal sich entscheidet.

Karsten in so kochendem Zorn — er, der Stille und peinlich Reservirte, so ohne jedes Maß und jede Scheu und jede Rücksicht — wer hätte das für möglich gehalten!

Jetzt hören wir Frau Fratellis Stimme und gleich darauf flehende Laute, die von Penelope herrühren, — dann einen Augenblick lautlose Ruhe, bis Frau Statháki hochroten Gesichts zur Thür stürzt und hinausstreicht: „Penelope, Du kommst auf der Stelle herein!" — und sie ruft noch einmal Penelope und noch einmal, ohne auch nur eine Antwort zu erhalten. In ohnmächtigem Arger preßt sie die dünnen Lippen auf einander. Es kocht nur so in ihr.

Draußen muß es mittlerweile zu einem Ent-

schluß gekommen sein. Unsere Wirtin tritt ein und auf mich zugehend, sagt sie in ernster Art: „Ich hätte eine Bitte an Sie, Herrn Karstens Frau, die in einem jämmerlichen Zustande ist, möchte für kurze Zeit hier logiren. Nun haben wir keinen einzigen Raum frei, da ist Fräulein Penelope auf die Idee gekommen, ob Sie vielleicht eines Ihrer beiden Zimmer abtreten würden.“

Schweigend verbeuge ich mich und reiche ihr wortlos meine Schlüssel.

---

## VI.

Drei Tage und drei Nächte ruht die fremde Frau in meinem Zimmer. Penelope wacht bei ihr wie ein schützender Engel. Sie erscheint nicht bei den Mahlzeiten und versorgt die kranke Frau und behütet das arme, kleine Mädchen mit den großen, störrischen Augen . . . den Augen Karstens. Niemand darf sie in ihrem Thun stören. Nur Fräulein De Giel hat auf das seltsame Mädchen einen gewissen Einfluß und tritt des öfteren leise in das Krankenzimmer, um sie wenigstens für halbe Stunden abzulösen. Niemand denkt

an mich — und niemand thut sich vor dem halb un-  
freiwilligen Lauscher im Nebenzimmer Zwang an.

„O, Gott, wie gut . . . wie gut, wenn Sie die Hand  
auf meine Stirne legen . . . o, nicht die Hand fort,  
Sie liebes Mädchen.“

„Nicht sprechen!“ fleht Penelope, „Sie wissen, der  
Arzt hat es verboten.“

Die Frau mag sie mit einem sonderbaren Ausdruck  
angesehen haben; denn ich höre plötzlich ein leises, un-  
heimliches Lachen, das mir durch Mark und Bein geht.

„Der Arzt,“ wiederholt sie, „o kleines Fräulein  
Penelope, kein Arzt kann Karstens Frau helfen —  
keiner . . . aber was ich möchte, was ich möchte,“  
ruft sie sehnsüchtig, „Fräuleinchen, die Gardinen zurück,  
nur einen Augenblick, daß ich den Mond ein wenig  
sehen kann . . . . den süßen Mond . . . den grünen  
Mond . . . o, wie er blüht . . .“ ganz in sich ver-  
sunken, wie visionär spricht sie die letzten Worte.

Und nun höre ich, wie es da drinnen raschelt, und  
Penelope still und stumm die Gardinen zurückzieht.

Auf einmal stößt das Fräulein einen schwachen,  
gedämpften Schrei aus.

„Frau Karsten, was thun Sie . . . Jesus Maria,  
Frau Karsten! . . .“

Sie muß sich in ihren Kissen hoch emporgerichtet und Penelope dicht an sich herangezogen haben.

„Fräuleinchen . . . liebes, gutes Fräuleinchen, gehen Sie geschwind zu ihm . . . nur auf eine Minute soll er zu mir kommen . . . nur auf eine Minute . . . Sagen Sie ihm, es ist bald mit mir zu Ende . . . . stehen Sie ihn an bei allen Heiligen . . .“ stöhnt sie.

Und Penelope erhebt sich schwer und dumpf und schleicht aus dem Zimmer; diesen Lauten vermag sie nicht zu widerstehen. Unterdessen wirft sich die Kranke unruhig in ihren Kissen. „O, Du mein Seelchen, mein Herzkindlein,“ flüstert sie zu dem schlafenden Kinde hinüber.

Jetzt wird dicht vor meiner Thür Karstens Stimme vernehmlich. „Ich kann nicht,“ sagt er leise.

„Karsten, Sie müssen . . . . Sie müssen!“ ruft Penelope eindringlich. „Die Frau liegt im Sterben, Karsten, so hören Sie doch. Um Ihres Kindes willen, Karsten!“ Ihre Stimme bricht, ein gedämpftes, herzerreißendes Schluchzen trifft mein Ohr.

„Mein Kind! . . .“ Er lacht heiser auf.

Da höre ich, wie sie durchdringend aufschreit. Dann trippelt sie fort — und eine Sekunde später ist Karsten am Lager der Sterbenden.

„Bist Du's Karsten . . . bist Du's wirklich?“ Und

die Frau ergreift seine Hand und bedeckt sie mit leidenschaftlichen Küffen.

Er mag sie drohend und unbarmherzig angeblickt und ein hartes Wort ausgestoßen haben. Höre ich doch deutlich, wie sie in wimmerndem, demütigem Tone stammelt: „Schlage mich, Karsten . . . schlage mich mit beiden Fäusten, nur daß ich noch einmal Deine Berührung fühle . . . im Tode, Karsten . . . im Tode darfst Du nicht so hart sein . . . nein . . . nein, Du darfst es nicht . . . ich konnte ja nicht sterben, Karsten, ohne Dich noch einmal zu sehen . . . denke doch, daß du . . .“

Die letzten Worte gehen verloren, — — sie weint aus gequälter Seele.

Nach einer langen, langen Weile: „Was bin ich froh, Karsten, daß ich bei Dir . . . bei Dir sterben darf . . . Karsten, sieh nur den Mond . . . den grünen Mond . . . Lieb mir das Kind, Karsten, nicht wahr, das Kind wirst Du nicht verlassen . . . nein . . . . Es ist Dein Kind . . . ich schwör's im Tode!“ ruft sie angstvoll.

Ich fühle, wie sie mit erweiterten Augen den Blick auf ihn gerichtet hält in jener namenlosen Pein, die nur der Tod schafft.

Und wenn mich der Ton ihrer Stimme bis ins Mark getroffen hatte, wie mußte dem Manne da drinnen

zu Mute sein, der seine Rechnung mit ihr abschloß, zu dem sie sich, den Tod im Herzen, noch geschleppt hatte!

Eine Weile ist es da drinnen lautlos still — dann bringen befreites und gedämpftes Schluchzen und leise Worte des Glückes zu mir.

Jetzt verläßt Karsten das Zimmer — ich höre, wie er mit weicher Stimme zu ihr sagt: „Ich schicke Dir das Mädchen.“

Was mochte er mit Penelope gesprochen haben, die nach kurzer Frist wieder am Bett der Sterbenden war?

Die Kranke beugt sich über sie und bedeckt ihre Hände mit Küssen.

„Nicht doch . . . nicht doch,“ stammelt verwirrt das Fräulein.

„Gott weiß es, welch ein Engel Sie sind,“ sagt die Frau in geisterhaftem Ton, „Gott weiß es, wiederholt sie beständig.

Dann sinkt sie erschöpft in die Kissen zurück und verhält sich lange still.

Auch Penelope schweigt.

Fräulein Le Ciel und der Arzt treten in das Zimmer.

Der Arzt entfernt sich halb. Zu Fräulein Le Ciel sagt er im Korridor: „Da kann jede Stunde die Katastrophe eintreten — das glüht nur noch ganz schwach!“



Gerade als er sich entfernt hat, tönt die schrille Stimme der Frau Statháki durch das Haus.

„Benelope . . . Benelope!“ . . . und noch einmal durchdringend und gellend: „Benelope! . . .“

Das Fräulein erhebt sich. „Bitte, bleiben Sie, bis ich wiederkomme . . .“ fleht sie Fräulein Le Ciel an und ist auch schon zur Thür hinaus.

„Bist Du toll?“ schreit die Frau draußen auf dem Flur.

„Still, Mutter . . . die Frau . . .“

„Den Mund willst Du mir verbieten, Du Brut Du! . . .“

Dann kommt noch eine Flut gemeinster Worte, bis das Weib jäh abbricht; denn ich habe den Kiegel meines Zimmers zurückgeschoben und trete mit dem Leuchter in der Rechten hinaus.

Wie sie mich sieht, verzerren sich ihre bleichen Büge, und das Fräulein senkt vor Scham die Augen, aber eine Sekunde später blickt mich Benelope frei und stolz an und mit erhobener Stimme spricht sie: „Die Frau glaubt, ich sei ein Geschöpf, das man verschächert, Herr von Korff, ich bitte, sagen Sie ihr, daß Sie mich besser kennen!“

Damit wendet sie sich schnell ab, läßt uns stehen und verschwindet im Krankenzimmer

Frau Statháki faßt sich schnell.

„Herr von Korff, das Kind ist in einer sinnlosen Erregung . . . . hören Sie nicht auf ihr wirres Geschwätz!“

Ich werfe einen verächtlichen Blick auf sie, indes ich den Leuchter ein wenig emporhebe und ihr entstelltes Gesicht betrachte, auf dessen Backennochen rote Flecken als Merkzeichen der Schande brennen. Schweigend verlasse ich sie.

---

## VII.

Die Geschichte von Karsten's Frau ist das ewig alte — das ewig neue Lied der Frau, die ihren Mann betrügt.

Karsten, der niemals über sich sprach, war Professor an einer kleinen süddeutschen Universität gewesen. Er lebte in stillem Glücke seiner Wissenschaft, seiner Frau und seinem Kinde, bis er plötzlich durch die Erkenntnis seines hellseherischen Vermögens seinem Frieden entrisSEN wurde. Er machte einen jener entsetzlichen Kämpfe durch, die auch den Stärksten vor der Zeit ergrauen lassen. Er, der wissenschaftliche Forscher, der nur die Macht der Thatfachen anerkannte, stand über-sinnlichen Erscheinungen gegenüber, deren Wahrhaftigkeit

er am eigenen Fleische erfuhr, und für die die Wissenschaft doch keine Beweise aufzubringen vermag. Er geriet in einen Schrecken vor sich selbst, er wollte nicht daran glauben und begann zeitweise für sich zu fürchten, da er seinen Geist umnachtet glaubte.

Zur Bewunderung seiner gelehrten Herren Kollegen begann er, der Sprachforscher, sich mit Naturwissenschaften, mit Mathematik und Astronomie zu beschäftigen. Die Kollegen schüttelten bedenklich die Köpfe über den seltsamen Mann, der sein ganzes Wesen umgewandelt zu haben schien und auf der Hörerbank Platz genommen hatte.

War er ehemals zugänglich, wenn auch wortfarg gewesen, so wurde er jetzt finster und verschlossen, mied scheu jeden Blick und ging wie ein durch sich selbst Geächteter seine Straße.

Um die Zeit nun, als seine innere Überzeugung durch nichts mehr zu erschüttern war, rang er sich zu dem Entschluß durch, auch nach außen von seinem neuen Glauben Zeugnis abzulegen. Er las ein Kolleg über altindische Weisheit und fand in diesem Rahmen Gelegenheit über metaphysische Probleme, über die Vitalität der Seele und ihre einzigartigen Regungen Auffassungen zu äußern, die einen Sturm von Entrüstung erregten. Die wissenschaftlichen Geister der kleinen Universität fühlten sich auf das

tiefste empört, sie erinnerten an das traurige Beispiel des berühmten und berüchtigten Böllner, sie erinnerten ferner an die heillosen Verwirrungen, denen englische Naturforscher, Männer von höchster wissenschaftlicher Autorität, anheimgefallen waren — sie empfanden die Existenz des Professors als ein öffentliches Ärgernis, durch das die Universität schlechtweg kompromittirt wurde. Karsten war nach ihrem Urtheil abgethan, sein Geist hatte sich in eine Welt verloren, die nicht die ihrige war — sie sahen in seinem ganzen Thun eine jener gefährlichen Spekulationen, durch die die Wissenschaft gebrandmarkt wurde.

Je heftiger der Widerstand war, auf den der Professor stieß, um so härter wurde sein Troß und die Kraft, gegen den Strom zu schwimmen. Dazu kam, daß sich bald eine ungerufene Bundesgenossenschaft einstellte, die er nicht abzuschütteln vermochte und durch die er der Lächerlichkeit und dem Gespött anheimzufallen drohte. Die hysterischen Elemente der kleinen Stadt schlossen sich nämlich voll ungezügelter Begeisterung dem neuen Apostel an. Jedes Mitglied dieser sonderlichen Gemeinde hatte plötzlich Ahnungen und Gesichter — jede Halluzination und Ideenflucht gab sich als überfinnliche Erkenntnis aus. Unzählige Geschichten von verstorbenen Tanten und Ammen zirkulirten.

Der Professor, der als ehrlicher Forscher sich zur reinlichen Scheidung und Prüfung des ihm von allen Seiten zugetragenen Materials verpflichtet fühlte, litt, wie ein ernster Mensch nur leiden kann. Der einzige Mensch, an den er sich angeschlossen — war seine Frau.

„Wenn ich Dich nicht hätte, Maria,“ und dabei griff er sich an die Stirn, in der es hämmerte und pochte — „ich wüßte nicht, was aus mir werden sollte. Aber glaube mir, die Wahrheit wird siegen. Sie werden es mir glauben müssen, daß die Erscheinungen, von denen ich zeuge, nicht Hirngespinnste eines zerstörten Geistes sind. Sie werden daran glauben müssen“ — und in seinen Augen leuchtete ein überirdisches Feuer — „daß man über diese Phänomene alle Dokumente wird sammeln müssen — und wenn man deren Bedeutsamkeit anerkannt haben wird — dann, Maria — dann wird die Konsequenz davon eine totale Umwälzung unserer Philosophie sein. Wer das noch erleben könnte!“ schloß er sehnlich.

Sie hörte ihm hochroten Gesichtes zu, während er ihre Hand umklammert hielt und in aufwallendem Empfinden sich an sie lehnte.

Sie hörte ihm zu mit dem schlagenden Gewissen einer Abtrünnigen.

Als der Professor durch einen Zufall erfuhr, daß

er in seinem eigenen Hause verraten sei, warf ihn der Schlag fast zu Boden.

Er war jedoch ein Mann raschen und unbeugsamen Willens, sobald er sich zu einer Erkenntnis durchgerungen. Er hielt mit der Frau keine geräuschvolle Abrechnung — er war ein Feind der großen Worte und lauten Scenen. Er verreiste auf zwei Tage und schrieb ihr, daß sie innerhalb achtundvierzig Stunden mit dem Kinde sein Haus und die Stadt zu verlassen habe, da er nicht mehr den Glauben aufbringen könne, daß es sein Kind sei. Irre er hierin, so wolle er es gleichwohl nicht, da sie es zur Welt gebracht und er bei seinem Anblick der Angst nicht Herr werden würde, es könnte seiner Mutter gleich kommen.

Die Frau mochte ihn kennen, denn bei Nacht und Nebel hatte sie sich davongeschlichen.

Als er in die kleine Stadt zurückkehrte, schnürte auch er sein Bündel. Er wußte, daß bei seiner ohnehin erschütterten Stellung nach diesem Skandal seines Bleibens nicht mehr war. Er war mit allen in Kampf und Fehde, mit allen. Die Freunde waren seine Widersacher geworden . . . und sein Haus stand leer.

Den weisen Männern der alma mater kam der Ausgang nicht unerwünscht. So gab es ein Ende in Frieden.

Er schied leise und geräuschlos, schmerzlich vermißt von den feineren Geistern unter den Jüngern der Wissenschaft. Es gab da doch einige, die ahnten, welch einen Tiefgang der Professor Karsten in sich trug und daß allen Anfeindungen zum Trotz — vielleicht keiner der Herren Kollegen mit der Persönlichkeit dieses Mannes sich messen konnte.

Mit einer für seine Bedürfnisse ausreichenden Pension begab er sich zuerst in die Schweiz, wo er in einem kleinen Dorfe etwa zwei Jahre wie ein Einsiedler hauste, abgeschnitten von allem Getriebe dieser lebendigen Welt, deren bitteren Geschmack er durchkostet hatte. Da suchte ihn ein Augenleiden heim und vielleicht auch ein dunkles Sehnen nach dem, was Leben und Bewegung ist. So packte er wieder seinen Koffer, dessen Hauptinhalt eng beschriebene Blätter ausmachten. Dann kam er in die Hauptstadt, fand im Pensionat Fratelli Unterkunft, wo er wegen seines stillen, seltsamen Wesens zu allen möglichen Vermutungen Stoff bot, wo jeder trotz seiner Zurückhaltung empfand, daß dieser Mann ein Schicksal mit sich trug — — und wo doch keiner von uns ahnte, welch eine Persönlichkeit dieser anspruchslose Mensch barg, der sich schlechtweg Karsten genannt hatte.

Viel, viel später, als Sturm und Drang dieser Tage längst hinter mir lag — erfuhr ich all dies.

### VIII.

In einem letzten Glücksgefühl legte sich die Frau zum Sterben nieder. Sie lächelte Freund Hain entgegen, der ihr allein Erlösung bringen konnte. Karsten war in den letzten Stunden gegen sie mild und gütig, er sprach ihr Trost zu und mußte ihr unzählige Male versichern, daß er verziehen habe und das Kind nicht von sich lassen werde. Auf den verhärmten, blassen Bügen ein Lächeln des Glückes verschied sie ohne Qual und langen Kampf.

Die Pensionäre des Hauses Fratelli erwiesen ihr die letzte Ehre — und selbst Frau Stathaki fehlte nicht.

Karsten schien nach dem Tode seiner Frau freier aufzuatmen — eine stille Wehmut hatte ihn ergriffen und ein Gefühl des Friedens ihn durchdrungen. Ihm war es eine innere Wohlthat, daß er es über sich gewonnen, mit dem Worte zu verzeihen, da wo es im letzten Grunde der Seele kein Verzeihen gab. Bei Tisch saß sein kleines Mädchen still und stumm neben ihm und wimmerte nach der Mutter. Karsten sah es oft nachdenklich an, und zuweilen streifte unmittelbar darauf ein flüchtiger Blick Penelope.

An unserer Tafel herrschte überhaupt seit den letzten Ereignissen ein anderer Ton. Karsten, der



übrigens nach dem Tode seiner Frau kein äußeres Zeichen der Trauer angelegt hatte, stand im Mittelpunkt des Interesses. Die guten Fratellis behandelten ihn mit einer fast rührenden Besessenheit, als hätten sie ihm etwas abzubitten.

Lambert hatte sich völlig umgewandelt. Er saß still und einsilbig bei Tische, entfernte sich unmittelbar nach dem Essen und begab sich ins Freie. So oft Penelope das Wort an ihn richtete, wich er ihr scheu aus. Er hatte jedes Studium aufgegeben, schlug glänzende Engagements aus und war von einem unstillen und gedrückten Wesen.

Und wie sah es in meinem Inneren aus! Ich vermag diesen Zustand nicht zu schildern — ich haßte die Welt — ich haßte Penelope — und ich fand doch nur Ruhe, wenn ich den Ton ihrer lieben Stimme hörte, wenn ich ihr glänzendes Haar sah. Mich hielt ja nur die Empfindung aufrecht, in ihrer Nähe zu sein. Daß zwischen ihr und der Mutter sich eine tiefe Kluft aufgethan, merkte ich wohl, ebenso wie mir nicht entging, daß Frau Stathaki sich mir gegenüber wand und krümmte, während das Fräulein mir besondere Güte zu erweisen bemüht war. Aber bei jedem guten Worte, das sie mir gab, fühlte ich einen Stich im Herzen. Ja, mir war zu Mute, als ob sich hinter alledem eine

Art von Mitleid verberge. Auch Fräulein De Ziel, so dünkte mich, ließ zuweilen einen teilnehmenden Blick über mich gleiten.

Eines Nachmittags begab ich mich auf ihr Zimmer — ich hatte plötzlich das Bedürfnis, mich mit einem Menschen auszusprechen. Unter dem Vorwand, sie möchte mir ein paar englische Zitate übersetzen, trat ich ein. Ich erhielt die prompte Antwort und rückte nun voll banger Unruhe auf meinem Sessel hin und her, unfähig, über das, was mir auf der Seele lag, zu sprechen. Aber es schien, als ob sie in meinem Inneren zu lesen wußte.

„Ja,“ sagte sie nachdenklich, „was haben wir in jüngster Zeit nicht alles erlebt — und was hat sich hier im Hause nicht alles geändert! So viel,“ setzte sie bedächtig hinzu, „steht nun wohl fest, daß wir uns alle damals gründlich getäuscht haben, als wir glaubten, daß Herr Lambert und das Fräulein ein Paar würden!“

Ich nickte ihr still zu. Sie aber mochte in meinen Zügen einen trostlosen Ausdruck der Verzweiflung wahrnehmen. Denn hastig fährt sie fort: „Sehen Sie nur einmal, was für Qualen dieser arme Lambert durchmacht; der Mensch ist seit der Zeit ein anderer geworden, ja ich werde mitunter die Angst nicht los, er könnte sich ein Leid anthun.“

Ich sehe sie eine Weile forschend an, ehe ich langsam und mit schwerer Zunge erwidere: „Ich verstehe jetzt so gut, wie das einen Menschen um den Nest des Verstandes bringen —, wie einem durch solchen Schmerz jede Lebens-Möglichkeit genommen werden kann.“

Da ergreift Fräulein De Ciel in einem spontanen Empfinden meine Hand.

„Herr von Korff,“ sagt sie, „gewiß giebt es Menschen, die in solch überwältigenden Gefühlen Hand an sich legen. Aber das sind doch schwache, schwache Seelen. Begreifen thu ich's ja auch — ach Gott, wie gut begreife ich das — vielleicht,“ sagt sie unbewußt lächelnd, „bin ich auch einmal jung gewesen, und vielleicht hat es auch in meinem Leben viel Drang gegeben. Nun, ich hab' immer gemeint, man soll in tüchtiger Arbeit, in gerader, schöner Gesinnung über solches Leid hinwegzukommen streben. Und hat man den ehrlichen, den festen Willen — so gelingt es einem auch — und dann giebt es eine Zeit, wo die Erinnerung an diese Tage etwas Behmütiges, ja ich darf wohl sagen, etwas Festliches hat.“

Ich schüttle den Kopf. „Das mag wohl zutreffen,“ entgegne ich leise, „bei Menschen, die mit einer inneren Harmonie begabt sind — die anderen, wenn sie über-

haupt darüber hinweg kommen, behalten einen Knack für's ganze Leben zurück.“

Da giebt sie mir keine Antwort. Nur sehr nachdenklich und traurig zugleich sieht sie mich an.

Schwerfällig erhebe ich mich und schau blicke ich zu Boden, während ich zur Thüre schleiche. Ich mochte nicht, daß sie meine blassen und verstörten Züge sähe, in welchen Gram und Schmerz arbeiteten.

Ich wollte auf mein Zimmer. Aber auf dem Korridor kommt wie ein Stößer Frau Stathaki auf mich zu.

„Denken Sie nur“, zischt sie leise hervor, „sie will sich diesem . . . diesem Menschen in die Arme werfen, diesem alten Manne, diesem unheimlichen . . . aber“, unterbricht sie sich selbst, „so lange ich noch japsen kann, wird daraus nichts. Wir reisen schon morgen ab. Sie erhalten natürlich sofort unsere Adresse — sie kann ja ohne mich nichts thun. Gott Lob“, fügt sie hinzu, „daß es Gesetze giebt.“

Ich erwiderte ihr kein Wort. Teilnahmslos und zerstreut blickte ich sie an.

Dann schreite ich an ihr vorbei, ohne daß mir die Verblüffung ihrer Miene entgeht, die in diesem Augenblicke von einem geradezu blöden Ausdruck beherrscht wird.

Auf meinem Zimmer aber breche ich zusammen. Und ich großer Bursche fange bitterlich zu schluchzen an. Ich hatte es ja gewußt — und doch . . . und doch!

Stundenlang brüte ich vor mich hin. Die Dunkelheit bricht herein, die Dämmerung wirft gespenstige Schatten in mein Zimmer, und vor meiner Seele steigen traurige Bilder empor.

Es pocht. Ich horche, indem ich schreckhaft in die Höhe fahre. Nein, ich habe mich getäuscht — — nichts rührt und regt sich.

Wieder versinke ich in dumpfes, ach so schweres Grübeln.

Mein Vater tritt leise auf mich zu und legt seine schmale Hand auf meine Schulter. Er hat sich einen Havelock umgeworfen und trägt einen grünen Jägerhut auf dem Kopfe.

„Junge . . . Junge, was machst Du für Geschichten!“ murmelt er in kummervoller Güte und verschwindet geräuschlos.

Dann gleitet meine Mutter wie ein Schatten in das Zimmer. Sie spricht kein Wort. Sie ist in weiße Schleier gehüllt. An der Thür bleibt sie, ein wenig vornüber gebeugt, stehen. Nur an ihrer schlanken, zarten Gestalt vermag ich sie zu erkennen.

Plötzlich löst sie ein wenig ihren Schleier und zeigt mir ihr weißes, schneeweißes Haar.

„Mutter . . . Mutter!“ schreie ich in innerer Qual und will auf sie zugehen. Aber die Mutter war fort — — weit, weit fort.

Ich reibe mir die Augen.

Eine harte Stimme gestt an mein Ohr.

„Penelope . . . Penelope, Penelope!“

Und dann wird meine Thür jählings aufgerissen — und Frau Stathaki steht mit wirrem Haar vor mir.

„Sie ist fort . . . sie ist fort! . . .“ kreischt sie, und die Wut entstellt noch mehr ihre verängsteten Züge.

Herr und Frau Fratelli treten leise hinzu und teilen mir flüsternd mit, daß das Fräulein mit Karsten auf und davon ist, nachdem es einige Stunden zuvor zwischen Mutter und Tochter eine schlimme Scene gegeben. —!

\* \* \*

In der Pension Fratelli wird es in den nächsten Tagen still — — sehr still.

Alexander Lambert hat seinen Koffer gepackt — und Frau Stathaki hat notgedrungen allein die Reise nach Griechenland angetreten.

Ich habe sie mit einem Rotgrofchen versehen, ob-

wohl Karsten für die Heimreise und darüber hinaus vorgesorgt hatte.

Mit verbitterter Miene gab sie mir das Versprechen, die Beiden, die spurlos verschwunden sind, nicht zu verfolgen.

Auch mein Bündel ist geschnürt . . . . An meine Mutter habe ich nur wenige Zeilen geschrieben . . . . aber die Mutter hat mich begriffen. Sie ist voll Himmelsgüte und Zartheit.

Ich gehe ins Ausland — — ich trete die Reise nach dem Frieden an. Ob ich jemals Penelope Stathaki vergessen werde? . . . Nein, nie werde ich sie vergessen.




# Studiosus Melzer.

Ein Berliner Bild.







s war elf Uhr Abends, als er vor seinem Hause im lateinischen Viertel angelangt war. Er war bis auf die Haut durchnäßt und fror in seinem dünnen, abgetragenen Anzug, wie ein Hund, der den Heimweg nicht gefunden. Nun griff er in die Tasche und holte den Haus Schlüssel hervor. Seine vor Kälte fast abgestorbene Hand versagte den Dienst; ein dumpfer Laut, einem Fluche ähnlich, entrang sich ihm. Er versuchte es noch einmal, indem er seine schwachen Kräfte auf das äußerste anspannte.

Aha — endlich!

Hinter sich schlug er die Hausthür zu und kroch die Stiegen empor. Zuweilen blieb er stehen, stieß einen kurzen, abgebrochenen Husten hervor, ruhte eine kurze Weile aus und schleppte sich dann weiter. Oben im vierten Stock machte er Halt. Er holte tief Atem und öffnete behutsam, als fürchtete er das leiseste Geräusch. Nun schlich er auf den Fußspitzen den Korridor entlang an all' den Thüren vorbei, die mit schmutzigen

Besitentarten gekennzeichnet waren. Vor der letzten Kammer angelangt, wollte er mit einer raschen Bewegung den Kiegel zurückschieben, um hineinzuschlüpfen, als er, wie vom Schläge getroffen, zurückprallte. Er versuchte es noch einmal. Nein, es half nichts — das Zimmer war verschlossen.

Einen Moment stand er wie begossen da; totmüde und halb betäubt überlegte er eine Spanne Zeit.

Jetzt wurde es in der angrenzenden Küche lebhaft. Fröstelnd schreckte er empor und lehnte sich an die Wand, in sein Schicksal ergeben. Eine in Lumpen gehüllte Frauensperson, eine trübe Laterne in der Rechten, halb im Negligé — trat aus der Küche.

„Sie sind's. Hab' ich mir jedacht. Leben Sie man gleich de Schlüssel her. 's Zimmer is vermieth' — seit heite Mittag.“

Er stierte sie wie abwesend an.

„Das ist doch nicht Ihr Ernst,“ stammelte er endlich.

„Jewiß doch, Sie meinen woll, ich spaße — hat sich was.“

„Sie werden mich doch nicht bei Nacht und Nebel aus dem Hause jagen!“

„Wat jehzt mich det an!“

„Wenn ich Ihnen sage, ich hoffe in diesen Tagen Geld zu kriegen.“

„Wer Ihnen det jlobt, Sie hoffen in eenen zu — jeben Se de Schliffel her, mit Ihnen is nijcht Keelles — wie jesagt, 's Zimmer is vermieth'.“

Er schluchzte innerlich.

„Wenn Sie wüßten, wie müde ich bin,“ murmelte er leise.

Die Vermieterin sah ihn halb mitleidig an, sie hob die Laterne ein wenig, und der trübe Schein fiel auf sein blaßes, verhungertes Gesicht, aus dem zwei tiefstliegende graue Augen unheimlich hervorleuchteten.

„Se kennen eenen ja leid thun,“ sagte sie und zuckte die Achseln, „aaber wenn ick de Miete nich pinttlich uffzehle — wer ick ooch an de Luft jejezt — ja woll, un Sie sind mir doch schon 'n zweeten Monat —“

„Hier sind Ihre Schlüssel,“ unterbrach er sie heftig, „Sie haben vollkommen recht — vollkommen!“

„Nu . . . nu! Man nich so eilig. Woll'n Se uff'n Flur kampiren, det jinge am Ende.“

Eine Sekunde schwankte er.

„Ich danke Ihnen; öffnen Sie nur das Hausthor — ist übrigens auch überflüssig, kommt schon noch einer, der mich hinausläßt.“

Und ohne Antwort abzuwarten, stürzte er die Treppe hinunter.

Im zweiten Stock brach er zusammen.

„Ich kann nicht mehr . . . . ich . . . ich kann nicht mehr,“ stöhnte er.

Nun hockte er auf einer dieser krummen Stiegen, den Körper zusammengekauert, die Hände an einander reibend, um die Kälte weniger zu spüren. Der Magen knurrte ihm vor Hunger und die Glieder wurden ihm schwerer und schwerer. Eine dumpfe Müdigkeit überkam ihn, und doch konnte er keinen Schlaf finden. Er wühlte in den leeren Taschen. Da fühlte er plötzlich einen Gegenstand. Eine schwache Hoffnung durchzuckte ihn; ganz langsam und ganz vorsichtig zog er ihn hervor. Es war ein elender Cigarrenstummel, den er sorgsam sich aufbewahrt hatte.

Ueber sein eingefallenes Gesicht huschte in dem Dunkel der Nacht ein schwaches Lächeln, das für einen Augenblick seine Seele erhellte.

Herr Gott, wenn er nur ein Streichholz fände! In nervöser Hast durchsuchte er die Taschen.

Er lachte heiser auf. Nirgends . . . nirgends! Natürlich, wie würde er denn auch — — aber am Ende da in der linken Westentasche, da mußte doch — — jetzt stieß er einen kurzen Schrei aus; sein

Gedächtnis hatte ihn nicht betrogen . . . in der äußersten Falte hatten sie sich verkrochen, die Racker die!

Nun suchte er an seiner abgeschabten Hose das eine von ihnen zu entzünden, und nachdem dies gelungen, ließ er das Flämmchen, indem er die gewölbte Hand davorhielt, behutsam wachsen, immer in Angst, ein boshafter Windzug könnte ihm dazwischenfahren. Jetzt rauchte er vornübergebeugt den armseligen Stummel an und paffte ein paar Minuten.

Aber von Neuem spürte er den ganzen Körper entlang eine schneidende Kälte. Da gab er es auf, hielt eine Spanne Zeit über das traurig glimmende Kraut die Handfläche, und wurde immer schlaffer und matter. Er sah noch, wie der Stummel kläglich verlöschte und steckte ihn mit einer letzten instinktiven Bewegung in die Rocktasche, dann sank ihm der Kopf gegen die harte Treppe — die Müdigkeit hatte ihn überwältigt.

Ein paar Stunden später erwachte er plötzlich in Folge eines unsanften Stoßes. Verwundert rieb er sich die Augen. Durch das Treppensfenster drang graues, trübes Morgenlicht, einen nassen, stürmischen Wintertag ankündigend. Vor ihm stand ein Couleurstudent, der eben von der Kneipe zurückgekehrt sein

mochte und in etwas angetrunkenem Zustand über ihn gestolpert war.

„Ne . . . Bierleiche!“ lallte er.

Bei diesen Worten sprang der Liegende, wie von einer Feder geschleudert, empor. Er besann sich im Nu auf alles. Ueber seine farblosen Züge legte sich ein stumpfes, fahles Roth.

„Ich bin doch kein Vieh, wie Sie,“ schrie er plötzlich und schob den Verblüfften unsanft bei Seite, um wie ein geheiztes Wild seinen Weg zurückzulegen.

Er fand das Haus bereits geöffnet. Als er auf die Straße trat, fiel ein kalter, eisiger Regen auf ihn nieder. Die Hände in den Taschen, den Schlapphut tief über die Stirn gedrückt, die Schultern vor Frost an den Hals pressend, bewegte er sich vorwärts.

„Was nun . . . was nun?“ raunte er fröstelnd in sich hinein. Keinen Rath wußte er sich mehr. Keinen Heller besaß er, und seit Tagen hatte er so gut wie nichts im Magen. Es gab keinen Ausweg mehr. Es gab nur noch das Ende. Er fühlte es. Mit einem Male blieb er stehen. Ein eigenartiger Duft stieg ihm in die Nase und fachte seine armen Lebensgeister an.

Verwirrt blickte er sich um. Das also war's. Er stand vor einem Erdgeschöß, in dem sich eine

Bäckerei befand. Auf dem Fenstergeſims ſtand ein Blech mit noch dampfendem friſchen Backwerk, offenbar gerade aus dem Ofen genommen. Nur die Hand brauchte er durch die Eiſenſtäbe zu ſtecken . . . ein einziger Griff — er fühlte plötzlich, daß er zitterte. Scheu blickte er ſich um. Kein Menſch zu ſehen! . . . Die Kniee ſchlotterten ihm. Mit ſchier übermenſchlicher Kraft drehte er ſich um und kroch langſam weiter.

„Ich bin doch kein Lump . . . ich bin doch kein Lump!“ flüſterte er beſtändig vor ſich hin, und um ſeine blutleeren Lippen ſchmiegte ſich ein ſchüchternes Lächeln. Mittlerweile war er vor einem Caſéhaufe angelangt und blickte, kaum daß er eß deutlich wußte, in den troſtlos leeren Raum. Ein Kellner war gerade damit beſchäftigt, die Stühle, die wirt übereinander ſtanden, zurecht zu ſetzen und in das wüſte Chaos Ordnung zu bringen. Ein Mädchen am Büffet ſtäubte die Flaſchen ab und zählte dann ſorgſam ihre Marken.

Indem er mit der Hand über ſeine feucht-kalte Stirn fuhr, beobachtete er all dies, überlegte ſtill vor ſich hin und hielt eine Weile mit ſich ſtumme Selbſtgeſpräche.

„Gut . . . gut! . . .“ er wolle eß noch einmal verſuchen, ehe er zum Aeüßerſten ſchritt. Und das würden ihm die da drinnen gegen ein gutes Wort am



Ende gestatten, daß er, auch ohne eine Bege zu machen, die Blätter durchstöberte. Vielleicht brachte ihm dieser Morgen Glück — er würde ja als Erster an die Thüren klopfen. Aber die da drinnen bitten — wie schwer ihm das fiel, wie verdammt schwer. Er biß sich auf die Lippe.

„Was soll dir dein verfluchter Stolz?“ schrie er sich plötzlich an, „wirfst du davon satt? Willst du vollends verhungern? Ist es denn noch nicht genug? Schändet dich denn das?“

Unter solchen Selbstgesprächen schritt er die Caféhausfront auf und nieder. Wie früh es war, und wie lange das noch dauern konnte, ehe die Morgenblätter kamen! Wieder schielte er in den inneren Raum — ein dreister Blick des Kellners streifte ihn. Er zuckte ordentlich zusammen — nun mußte er hinein, es half nichts.

Er zog sich mit den erstarrten Fingern den Kragen herunter, glättete sich das Haar und öffnete die Entree Thür. Eine dicke, staubige Luft drang ihm entgegen. Er spürte es nicht. Nur den Gegensatz der Wärme empfanden seine abgeschlagenen, müden Glieder. Er mußte sich zusammennehmen, um nicht niederzufallen.

In diesem Augenblick stellte sich der Kellner breitbeinig vor ihn hin.

„Hören Sie mal,“ brüllte er ihn an, „hier giebt's nichts zu fechten.“

Da stand er mit einem Male grade und aufrecht da. Eine Blutwelle röthete sein Gesicht, und während er in den Häufen kramphast seinen alten Hut zusammenballte, schossen aus seinen weit geöffneten Augen Blitze.

Der Kellner rich erschreckt einen Schritt zurück. Die hagere Gestalt des sonderbaren Gastes, so plötzlich aus der schlaffen Haltung kerzengerade emporgerectt, schreckte ihn.

„Sind Sie toll?“ schrie er mit überschnappender Stimme den Garçon an, „sind Sie toll?“ wiederholte er noch einmal, „ich betteln, Sie Wicht Sie, wo ist der Direktor — — holen Sie auf der Stelle den Direktor — — werden Sie wohl schweigen — — kein Wort — — ich will Ihnen —“

Er hielt erschöpft eine Sekunde inne. Die Stirn-  
adern waren ihm geschwellt, den Körper halb vorgebeugt, schien es, als würde er beim leisesten Widerspruch sich auf den Kellner stürzen. Eine Art von Hungerrausch hatte ihn überkommen, eine unsinnige Wut, daß dieser betrachte Bengel ihn wie einen Strauchdieb hatte behandeln wollen. Er ließ ihn nicht aus den Augen,

und der Kellner stand wie unter dem Bann dieser Blicke; seine Sakaiennatur wand und krümmte sich.

„Der Herr möchte verzeihen,“ murmelte er eingeschüchtert, „es kommen —“

„Werden Sie jetzt augenblicklich —“

„Der Direktor schläft noch,“ brachte der Kellner ängstlich hervor, „ich stehe mit dem Manne ohnehin schlecht, bringen Sie mich nicht um meine Stellung — ich bitte Sie —“

„Dann werde ich wohl selber —“

Er drehte sich ein wenig seitwärts und bei dieser Wendung begegnete er dem Blick der Büffetiere. Er schlug unwillkürlich die Augen nieder. Dieser Blick war ihm durch Mark und Bein gegangen; er erinnerte sich plötzlich in einem jener geheimnißvollen Gedankensprünge an seine arme Mutter, die ihn auch so still und stumm, so unendlich gütig angesehen, wenn sein Blut zu kochen begann.

Er ging zwei Schritte vorwärts und ließ sich zusammenbrechend vor einem der kleinen Marmortische nieder.

„Es ist gut!“ sagte er dumpf und stützte die Ellbogen schwer auf den Tisch; mit den ausgebreiteten Händen hielt er sich den Kopf.

Nach einer Minute fand der Kellner seine Haltung wieder.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er devot.

Der Gast sah empor; ein geringschätziges, feindseliges Lächeln lag auf seinem Gesicht. Einen Moment schwieg er. Dann lachte er kurz und grell auf.

„Bringen Sie Cognac fine Champagne und eine Portion Caviar!“ befahl er herrisch.

Der Kellner verschwand im Nu und meldete am Büffet die Bestellung.

Er aber, dessen Sinne durch die Aufregung auf das äußerste gespannt waren, hörte von einer unsäglich melodischen Stimme die in gedämpftem Ton gesprochenen Worte: „Das nehmen Sie sich zu Herzen, Franz!“

Wenige Minuten später stand Cognac und Caviar vor ihm. Als er den starken Trank in das Glas goß und den Duft einsog, zitterten ihm die Hände, und um ein Haar wäre ihm die Flasche entfallen. Wie benommen hielt er das Gläschen ein wenig in die Höhe. Er wagte nicht zu trinken und verfärbte sich beständig. Alles vergaß er, sah auch nicht, wie das Mädchen am Büffet ihn mit betroffenen Mienen beobachtete. Endlich nippte er. Wie ein Blutstrom ging es ihm durch den Körper. Der Alkohol brannte in seinem ausgehungerten

Magen, noch zögerte er, dann trank er mit einem Zuge das Glas leer und setzte es hastig nieder. Eine Weile blieb er ganz regungslos, um plötzlich in ein leises Schluchzen auszubrechen. In diesem Augenblicke wandte sich das Mädchen von ihm ab und machte sich eifrig zu thun.

Als er nach geraumer Zeit sich wieder gefaßt hatte, sah er verwirrt um sich und atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, der Schlingel von Kellner hatte sich aus dem Staube gemacht und das Wesen da im Hintergrunde war viel zu sehr beschäftigt, um auf ihn zu achten. Vorsichtig zerschnitt er sich ein Caviarbrötchen und nahm es in kleinen Portionen zu sich. Dann schenkte er sich noch einmal Cognac ein und trank ihn schluckweise. Nun wurde ihm so warm und wohl zu Muth, er aß noch ein Brötchen und blickte darauf in einer ihm längst entfremdeten Seligkeit auf den leeren Teller.

Der Kellner tauchte wieder auf.

„Haben mich der Herr gerufen?“ fragte er bescheiden.

Er fuhr ein wenig zusammen.

„Ach so,“ stieß er mit schwerer Zunge hervor.  
„Sie sind's — — schön . . . sehr schön!“

Und nach einer kleinen Pause sagte er halb ab-

wesend: „Bringen Sie mir drei pflaumenweiche Eier und ein Zungenbrötchen. Vorher eine Schale türkischen Kaffee.“

Das heiße Getränk heizte ihm den Körper; ihm wurde immer wohler und wohler. Die Wirklichkeit um ihn schwand, Zeit und Raum flossen in einander, und alles Leid und alle Noth waren von ihm gestreift, nur traumhaftes Glück gab es, das hell und sonnigglitzernd in feinen Fäden um ihn gesponnen schien.

So verharrte er lange dahindämmernd ohne Bewußtheit. Zuweilen warf das Mädchen forschende Blicke auf ihn. Er sah so blaß und müde, so abgespant und gramvoll aus.

Raum daß sie es wagte, sich zu rühren, um ihn nur ja nicht aufzuschrecken. Ihm war die Ruhe ein längst ersehntes Bedürfniß, das empfand sie deutlich. Sie war ein Mädchen über den ersten Frühling hinaus. Auf ihren Zügen lagen deutlich die Spuren harter Arbeit. Aber ein Ausdruck von Reinheit und Herzengüte gab diesem schlichten Gesicht etwas von jener feinen Anmuth, die nur vornehmen Menschen eigen ist.

Eine Zeitlang herrschte in dem weiten Raume die tiefste Stille, bis er auf einmal, wie von einem Schlage getroffen, emporschreckte. Die hellen Träume zerfielen; er sah nur noch graue Wirklichkeit; er sah.

auch plötzlich seine enge, traurige Kindheit und erinnerte sich, wie sie ihn in ihrem Wohlwollen von der Volksschule in die Bürgerschule und von da weiter geschleppt hatten, damit er nur ja in den oberen Regionen um's Dasein ränge — sie wollten ja durchaus etwas Besonderes aus ihm machen, die Lehrer seiner Kindheit. Und immer weiter sann er zurück, sah in lebendiger Deutlichkeit seine schmalbrüstige Mutter, heute über den Waschkübel gebeugt, sich mühend für ihn und die Schwestern, und morgen nährend, bis die Finger wund waren und die Augen wehe thaten. Er war der Stolz und die Hoffnung auf bessere Tage.

Er lachte bitter in sich hinein.

Dann war er in die große Stadt gekommen, ohne einen Freund, ohne eine Seele, die ihn kannte. Die Menschen mißte er, denn er und die Seinen waren von ihnen nur getreten worden; sie kannten nur den Gram des Lebens. Vom ersten Tage an hatte er gehungert und erhungerte Groschen ihnen geschickt. Aber das war lange — lange her. In dieser unendlich weiten Stadt mit zu stoßen und zu drängen war ihm nicht gegeben. Lieber darbte er, als daß er um Arbeit bettelte. Wie sie mit ihren abgetretenen Sohlen einen den anderen unterbieten, wie sie zu Dutzenden vor den Thüren liegen konnten, sich gegenseitig mit feindseligen

Blicden messend — begriff er nicht. So hatte sein Stolz ihn das große Fasten gelehrt, so war er immer mehr und mehr heruntergekommen. Er hatte es schließlich mit dem Uebersetzen aus fremden Sprachen versucht, einen mühseligen Auftrag vollendet — um dann keinen Heller einzuheimsen. Und das hatte ihm den Rest gegeben!

Das ging ihm jetzt alles durch den Sinn.

Und auf einmal überkam ihn eine tödtliche Angst. Mit welchem Rechte — Herr Gott, mit welchem Rechte hatte er sich satt gegessen — und was in aller Welt sollte er jetzt beginnen?

·Einen Augenblick dachte er daran, einfach aus dem Lokal zu stürzen, mochte kommen, was da wollte.

Aber da vor der Thür stand der Kellner und der . . . er fühlte, wie kalter Angstschweiß ihm auf die Stirne trat . . . er hörte seine Pulse hämmern.

Ein scheuer Blick auf die Wanduhr.

$\frac{3}{4}$ 7.

Wenn jetzt Gäste kämen . . . und in der Sekunde, wo ihm dieser Gedanke aufstieg, wurde die Thür geöffnet. Wie ein Verbrecher duckte er sich. Ganz deutlich meinte er es bereits zu hören, wie der Kellner mit grinsender Miene erzählte, daß der Bursche in seinen Puppen da als Grandseigneur sich aufgespielt, er habe



es ihm natürlich gleich angesehen, aus welchem Loch er pfeife, er verstehe sich auf solches Gefindel — und richtig, nun sitze er in der Tinte, bloß weil dieser Hungerleider ihn mit seiner Großmüdigkeit auf den Leim gelockt . . . Zechpreller —, na dem würde er ein Licht aufstecken!

Er zwang sich, aufzublicken, er wollte wissen, wer seine Schande mit ansehen würde.

„Ah so!“ murmelte er und fuhr über sein widerspenstiges, schwarzes Haar. Nur die Zeitungsfrau mit den Morgenblättern; diesmal war er also noch mit dem bloßen Schreck davongekommen.

Aber was nützte das; jede Sekunde konnte es ja eintreten.

Jetzt ging die Zeitungsfrau hinaus. Auch er erhob sich, um die „Vossische Zeitung“ sich vom Büffet zu holen. Sein Gang hatte etwas Laumelndes. Am Büffet, wo das Fräulein gerade die Blätter einspannte, hielt er sich mit beiden Händen krampfhaft fest.

Das Mädchen erhob sich.

„Kann ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen?“ fragte sie freundlich.

Er starrte sie mit weit geöffneten Augen an, und Erblassen und Erröten wechselten jäh auf seinen Zügen.

Ein erlösender Gedanke war ihm plötzlich gekommen. Wie eine Erleuchtung! Am Ende . . . vielleicht . . . Gott . . . o Gott!

Mit einem Ruck wandte er sich um und spähte nach dem Kellner. Als er ihn außer Hörweite sah, atmete er auf, drehte sich blitzschnell wieder um und beugte sich zu dem Mädchen, das seinem befremdenden Treiben verwundert zusehen.

„Fräulein,“ raunte er mit fast versagender Stimme, „Fräulein, halten Sie mich . . . sehe ich? . . .“ er stockte, und ein hilfloser Zug trat auf sein Gesicht.

Und noch leiser: „Sehe ich wirklich wie ein Betrüger aus?“

Sie fuhr ein klein wenig bei dieser sonderbaren Frage zurück. Aber dieser verschüchterte, flehende Ausdruck in seinen Augen bewegte sie.

„Nein, gewiß nicht!“ betheuerte sie.

„Nämlich,“ fuhr er erregt, sich förmlich überstürzend fort, „ich wollte wahrhaftig, nicht für einen Dreier wollte ich verzeihen, Fräulein, ich . . . ich besitze ja keinen rothen Dreier.“

Ein kindliches Lächeln beherrschte bei diesen Worten sein Gesicht.

„Was ich eigentlich wollte? werden Sie fragen . . . Annoncen notiren . . die Erlaubnis dazu erbitten

Sollaender, Pension Fratelli und Anderes.

. . . . ich bin Student . . . . mir geht es geradezu jammervoll. Ich lebe, Sie werden das kaum glauben," sagte er naiv, „clender als ein Hund. Und das Übrige, Sie haben ja gesehen, wie mich der Mensch behandelte, und dann der entsetzliche Hunger . . . alles das . . . ich begreife ja jetzt noch nicht . . . so, nun wissen Sie alles."

Sie nickte stumm ihm zu; nicht einen Moment hatte sie an seinen Worten gezweifelt; sie verstand ihn, so gut verstand sie ihn; nur eigene Erinnerungen brauchte sie ja zu wecken.

„Ich darf Ihnen vielleicht aushelfen," erwiderte sie in einem Tone, der, weil er so schlicht und ehrlich klang, ihn bis in den Grund seiner Seele erschütterte.

Er schloß die Zähne fest aufeinander, um seiner Bewegung Herr zu werden. Aber sie sah, wie seine Hand zitterte, als sie das harte Goldstück umfaßte. Dann blickte er ihr lange tiefernst in die Augen.

Ganz verlegen wurde sie.

„Nämlich," sagte er endlich, „ich habe so lange kein Geld mehr in der Hand gehabt, das kann einen — — Sie ahnen gar nicht, wie einen das erregt. Ich bin Ihnen ja so sehr dankbar."

Mit einfachen Worten wehrte sie ab.

„Ich helfe Ihnen gerne,“ entgegnete sie, „ich weiß nicht recht, weshalb, aber es ist so, ich traue Ihnen.“

Seine Miene wurde heller und heller, so stark und lebensmutig fühlte er sich plötzlich.

„Und wenn ich Steine klopfen soll — — Sie werden sehen . . . Sie werden sehen“ — stieß er hervor.

Bei seinen letzten Worten konnte sie ihre Bewegung kaum noch niederhalten — zum Glück kam der Kellner. Da entfernte er sich rasch, nachdem sie ihm schnell noch einige Blätter Papier und Bleistift in die Hand gedrückt.

Nun notirte er eifrig. Als er damit fertig geworden, streichelte und liebte er das Goldstück, wie einen Talisman, von dem er sich nun doch trennen mußte. Jetzt erhob er sich und griff nach seinem Hute.

„Zahlen!“ rief er mit metallener Stimme.

Der Kellner sprang eilfertig hinzu und wechselte im Nu.

„Macht drei Mark dreißig, mein Herr!“

Der Gast nickte, schob ihm ein reichliches Trinkgeld zu und verließ gesenkten Hauptes das Café.

Von dem Tage an trat eine Wendung in seinem Leben ein. Und von dem Tage an war er Stammgast in dem kleinen Café Romain.

Wenn ihn ein Blick vom Büffet her traf, lächelte er so leise und schüchtern, daß niemand es zu merken vermochte.

Und in der That, niemand — niemand wußte, wie gute Kameraden sie waren.

---

# Der Geächfete.

Eine Schulgeschichte.





**E**s hatte gerade zwölf Uhr geläutet, als der Klassenlehrer das Schulzimmer verließ, und Claus Thompson statt seiner auf das Katheder trat. Claus Thompson war der Bismarck unserer Klasse, dem wir blindlings folgten. Er war uns allen überlegen, geistig und körperlich, und die Art, wie er in uns Jungen den Korpsgeist zu wecken wußte, imponirte uns gewaltig.

Es war totenstill in der Klasse, als Claus Thompson, einen weißen Zettel in der Hand, auf dem Katheder stand; denn wir wußten, daß heute nichts geringes auf dem Spiele war.

„So“ — sagte Thompson — „Du, Auwers, gehst an die Thür und paßt auf, daß uns keiner der Klüster“ — so nannten wir das Lehrerkollegium — „übertölpelt, und jetzt hört. Ich lese euch die Statuten vor, und dann wollen wir auf der Stelle abstimmen. Also:

Paragraph eins: Die Untersekundaner thun sich mit dem heutigen Tage zu einem Verbande auf, der den Zweck hat, sich gegenseitig mit allen Mit-



teln zu unterstützen, um der Überbürdung, der wir ausgesetzt sind, wirksam entgegenzutreten.“

„Bravo! Ganz ausgezeichnet!“ schrie Hans Krüger, der auf der letzten Bank saß und längst ein geschworener Feind alles Arbeitens war.

„Paragraph zwei: Zur Erreichung dieses Zieles“, fuhr Thompson mit erhöhter Stimme fort,

„wird eine Teilung der Schularbeiten derart vorgenommen, daß mit dem heutigen Tage die Mathematiker für die ganze Klasse die mathematischen Aufgaben besorgen, während diejenigen, die im Lateinischen glänzen, diesen Teil übernehmen. Diese Methode wird entsprechend für alle Fächer durchgeführt.“

Paragraph drei: Bei allen Klassenarbeiten hilft jeder seinem Nachbar und Hintermann, damit durch gemeinsame Geisteskraft möglichst gute Resultate erzielt werden.

Paragraph vier: Jeder zahlt monatlich zwanzig Pfennige. Für dieses Geld werden die besten Uebersetzungen der lateinischen und griechischen Klassiker angeschafft, um das mühselige Präparieren zu erleichtern. Ferner wird dafür die Woche einmalig eine Klassenzeitung erscheinen, die jedem einzelnen Mitgliede hektographirt zugestellt wird.

Zweck: Allgemeine Winke zu geben. Kritik über die Rüster. Bericht über unsere Erfolge.

Paragraph fünf: Jeder verpflichtet sich auf Ehrenwort, Schweigen zu bewahren.“

Claus Thompson holte tief Atem. „Das sind also,“ fuhr er gedämpft fort, „die Grundzüge der Statuten. Ich frage jetzt, ist etwa einer dagegen!“

In unserer Klasse wurde es bei diesen Worten lautlos still. Wir waren von Thompsons waghaltiger Idee so betäubt, daß keiner ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Wir handeln natürlich nur aus Notwehr!“ schrie Thompson, und seine Stimme klang bereits drohend.

Das Wort und der Ton, in dem er es sagte, schlugen ein.

„Aus Notwehr . . . natürlich aus Notwehr! Warum überbürden sie uns auch so!“ brüllten wir wild durcheinander.

„Also, wer ist dagegen?“ rief Claus. Wiederum Stille. Über Thompsons Büge glitt ein Lächeln der Befriedigung. „Da niemand Einspruch erhebt“, fing er von neuem an, so erkläre ich die Statuten für genehmigt und fordere einen jeden auf, zu unterschreiben.“

Bei diesem unerwarteten Schlußtrumpf schlug uns das Herz doch etwas banger. Dieser Claus Thompson

— was das für ein Teufelskerl war! — Unsere Unterschrift . . . und wenn es uns dann an den Fragen ging! . . . Was dann? . . . Trotzdem griff ein jeder zur Feder. Die Vorteile auf der einen Seite und andererseits die Furcht, von Thompson als Verräter gebrandmarkt zu werden, waren zu groß. So schwirrte das Blatt von Bank zu Bank. Und allmählich bemächtigte sich unser eine helle Siegesfreude.

„Was ist denn das?“ schrie plötzlich einer, „Du willst nicht unterschreiben . . . Du weigerst Dich . . . Dich soll ja der Teufel . . . Thompson, der Schlingel da . . .“

Wir hatten uns bei den letzten Worten alle von den Plätzen erhoben. Eine unheimliche Erregung hatte uns gepackt. Das war das erste Mal, daß einer Thompson zu opponiren wagte. Und das Auffallendste an der Geschichte war, daß der blasser Wenghöfer, wie wir ihn nannten, ein stiller, dürftiger Junge, den Renitenten abgab.

Claus Thompson war um einen Schatten bleicher geworden. Wir übrigen aber wagten kaum zu athmen, so war uns der Schreck in die Glieder gefahren.

„He!“ stieß Thompson mit heiserer Stimme hervor, „wird's nun endlich?“

Der stille Wenghöfer hatte sich erhoben. „Ich

kann nicht mitthun," sagte er leise — „ich kann nicht." Dabei klammerte er sich an den Schultisch, als fürchtete er, umzufallen.

„Warum kannst Du Esel nicht?" herrschte ihn Thompson an. Ueber Wenghöfers blaßes Gesicht flog bei diesen Worten ein jähes Roth, während er verschüchtert niederblickte. Er blieb ein paar Sekunden stumm. „Ich kann einfach nicht" . . . brachte er endlich mühsam hervor.

Da brach Thompson in ein hartes Lachen aus. „Nun gut," rief er alsdann, „so werden wir ohne den da" — und er wies mit einer verächtlichen Bewegung auf Wenghöfer — „unsern Weg gehen." Hierauf trat er dicht auf ihn zu, und indem er ihm die Faust vor das Auge hielt: „Wehe Dir, Bursche, wenn Du den Judas machst, dann lernst Du mich kennen! Und jetzt pack Dich . . . sonst passiert was."

Wenghöfer erwiderte nicht ein Silbe. Lautlos griff er nach Büchern und Hut und schlich sich aus der Klasse.

„Das ist ein unsicherer Kantonist," sagt Thompson leise. „Glaubt mir, es ist besser so!" — Darauf unterschrieben die übrigen. Aber manchem zitterte die Hand dabei.

In aller Eile wurde nun Thompson zum Vor-

sitzenden und „Chefredakteur“ gewählt. Als das erledigt war, gingen wir eiligst auseinander. Unsere Stimmung war entschieden durch den Zwischenfall eine gedrückte geworden. Aber jeder suchte durch forcirte Heiterkeit seiner Beklemmungen Herr zu werden.

Die ersten Wochen schien es, als ob Thompsons Reform-Ideen einen glänzenden Erfolg davon tragen sollten. Alles ging wie am Schnürchen. Die Lehrer lobten unseren anhaltenden Fleiß und unser sittliches Verhalten. Ja, wir wurden bereits den übrigen Klassen als nachahmenswerte Muster hingestellt. Nur Wenghöfer, der dieser Konkurrenz gegenüber naturgemäß ohnmächtig war, bekam des öfteren einen leichten Rüffel, wiewohl die Lehrer seinen hingebenden Fleiß und ernststen Willen anerkannten. Wenghöfers Starrsinn war das einzige, was unser Glück trübte. Es waren einige unter uns, die in der ewigen Angst lebten, er könnte uns eines schönen Tages insgesammt ausliefern, und das Gefühl, in der Hand dieses blaffen Jungen zu sein, wurde uns von Tag zu Tag drückender. Dazu kam ein gewisser Neid auf seine reine Gesinnung, auf die starke, sittliche Kraft, die doch unleugbar in seinem schwachen Körper steckte. Aus solchen Stimmungen heraus drängten wir Thompson unaufhörlich, nochmals den Versuch zu machen, Wenghöfer auf unsere Seite zu ziehen.

Thompson wurde wütend. „Schafsköpfe seid ihr,“ brüllte er uns an, „die reinen Schafsköpfe! Wenn wir zu ihm gehen, hat er uns im Sack. Der Bursche muß durch seine eigene Not kirre werden.“ — Diesmal blieben wir jedoch allen seinen Einwänden zum Trotz hartnäckig, und so gab Thompson endlich nach. Aber seine Stirn zog sich in finstere Falten, und was er zwischen den Zähnen unverstänlich hervorknurrte, mochte nicht schmeichelhaft für uns sein.

In der nächsten Wochennummer jedoch stand an leitender Stelle folgendes offene Schreiben:

Dem Christian Wenghöfer thun wir kund, daß wir auch heute noch gewillt sind, ihn in unseren Verband aufzunehmen, fintemalen wir sehen, daß er gegen Windmühlen kämpft und zu Schaden kommen kann. Wir raten ihm gütlich, unser consilium wohl zu überlegen und am folgenden Tage durch ein Ja oder Nein auf der Tafel zu antworten.

Im Namen des Verbandes.

Der altfränkische Stil dieser Notiz schien uns ebenso zwingend wie geheimnisvoll. In der letzten Zwischenpause nun schmuggelten wir das „Wochenblatt zum Schutz und Trutz der Untersekundaner“ in Wenghöfers Mappe. Nachdem dies bewerkstelligt war, wurden dem Einsamen, als er wieder die Klasse betrat,

von allen Seiten zwinkernde Blicke zugeworfen, die von einem mythischen Lächeln begleitet waren. Der arme Junge wußte sich aus unserem Benehmen keinen Vers zu machen und blickte scheu und verlegen zur Seite, um nach Schluß so schnell als möglich sich auf den Heimweg zu machen. Auch wir trollten heim, voll Spannung und Sorge, was uns der kommende Tag wohl bringen würde.

Früher als sonst hatten wir uns am nächsten Morgen im Klassenzimmer eingestellt. Jedesmal, wenn sich die Thür öffnete, schreckten wir zusammen: jetzt mußte der blasse Wenghöfer kommen, jetzt mußte sich unser Schicksal entscheiden. Aber die Thür ging und ging — und der Erwartete kam nicht. Unsere Beklemmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Da plötzlich, als keiner bereits mehr auf sein Kommen hoffte, trat er ein. Seine Miene war verstört, verängstet und noch bleicher als gewöhnlich. Mit gesenkten Augen schleppte er sich die Wände entlang auf seinen Platz. Wir wollten gerade wie die Furien auf ihn losstürzen, als sich die Thür von neuem öffnete und Direktor und Ordinarius eintraten.

Da wußten wir alles, wußten, daß wir verraten waren. Wer etwa noch einen letzten leisen Zweifel hegte, dem wurde auch dieser genommen, als der

Direktor mit drohend ernster Miene unser Wochenblatt hervorzog.

Wir waren wie erstarrt. Doch als der Direktor jetzt mit strenger Stimme ein volles Geständnis und die Namen der Räubersführer verlangte, da erwachte unser jugendlicher Troß, unser Ehrgefühl und unsere Liebe für Thompson. Er würde uns alle unbarmherzig mit Schimpf und Schande aus dem Gymnasium jagen, wenn wir uns länger weigerten, erklärte er mit seiner metallenen Stimme, die uns durch Mark und Bein ging. Wir schüttelten einmütig die Köpfe — und blieben fest; wir hätten uns eher die Zungen abgebissen, als Thompson zu verraten, und selbst aus diesem Denunzianten von Wenqhöfer war in dem Punkte nichts herauszuholen, wie er sich überhaupt während der ganzen Untersuchung, die eine volle Woche währte, todesstill und völlig unzugänglich verhielt. Die Lehrer nannten uns eine verstockte und verdorbene Gesellschaft, wie sie Gott sei Dank in den Annalen des Gymnasiums bisher nicht existirt habe, während der Direktor, dessen Geduld erschöpft war, den ganzen Fall dem Provinzial-Schulkollegium unterbreitete. Nun kamen wir uns wie die Märtyrer vor und waren auch im elterlichen Hause, wo Vater und Mutter bekümmert und sorgenvoll, bald mit Güte, bald mit Strenge es versuchten, allen Er-



mahnungen unzugänglich. Als Thompson sich freiwillig opfern wollte, da lachten wir ihn einfach aus und verboten uns solche Spaßmachereien.

„Ihr seid doch Kerle,“ sagte Claus Thompson. Auf dieses Wort waren wir stolz.

Vom Provinzial-Schulkollegium kam der Befcheid, man sollte uns hart bestrafen, ein strenges Auge auf uns haben, im übrigen aber um des peinlichen Aufsehens willen von weiteren Maßregeln Abstand nehmen.

Nun begann für uns eine Hundezeit, die wir mit wahren Heldenmut und Troß durchmachten. Allen Hohnreden und Sticheleien, denen wir preisgegeben waren, setzten wir ein hartnäckiges Schweigen entgegen; nicht einen Augenblick verloren wir Würde und Haltung. Nur gegen diesen Verräter von Benghöfer machte sich unser Zorn Luft. Wir behandelten ihn von der Stunde an mit einer raffinierten Grausamkeit und Verachtung. Kein Wort wurde an ihn gerichtet, wie ein Gedächter bewegte er sich in unserer Mitte, aber sobald wir seiner ansichtig wurden, spieen wir aus, und sobald einer der Lehrer eine Frage an ihn richtete, entstand in der Klasse ein Hüßeln und ein Krächzen, daß der Lehrer sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Jeden Tag aber klebten wir auf seinen Platz einen Zettel mit der Marke: „Dem elenden Verräter“. Daß sein Aussehen von Tag

zu Tag jammervoller wurde, sahen wir nicht, oder wollten wir nicht sehen; ebensowenig, wie wir rüden Schlingel daran dachten, was für Seelenqualen der arme Junge durchmachte. Eines Tages nun tritt Thompson mit einem verächtlichen Lächeln in die Klasse. „Seht einmal,“ ruft er, „was ich da für einen Wisch gekriegt habe, — und nun ratet mal von wem? Von unserem Judas!“ schrie er boshaft und hielt einen Briefbogen in die Höhe. „Was sagt ihr dazu? Und nun hört bloß.“ Und Thompson las:

„Ich teile Dir, Claus Thompson, mit, daß ich euch niemals verraten habe. Mein Vater hat vielmehr durch einen Zufall das Blatt gefunden und dem Direktor überbracht. Ich habe keine Anlage zum Denunziren, das magst Du mir glauben oder nicht.

Christian Wenghöfer.“

Thompson hatte gerade zu Ende gelesen, als Wenghöfer eintrat. Eine Lachsalve dröhnte dem Gequälten entgegen, und erbitterte Rufe wie: „Gemeiner Lügner!“ „Verräter!“ drangen an sein Ohr. Diesmal aber ließ er sich zu unserer Verwunderung nicht einschüchtern. Ohne von unserem Lärm die mindeste Notiz zu nehmen, trat er kerzengerade auf das Ratheder. Nur sein Gesicht, das einer Totenmaske glich, sprach von seiner Erregung. Wir waren unwillkürlich, einem inneren Zwange gehorchend, still geworden.

Sollaender, Pension Fratelli und Anderes.

„Was ich da geschrieben habe,“ sagte Wenghöfer mit gedämpfter Stimme und holte tief Atem — „ist so wahr, als ich Christian Wenghöfer heiße. Und jetzt mögt ihr thun, was ihr wollt!“

In diesem Augenblicke sprang Thompson an seine Seite. „Du!“ schrie er, und seine hellen Augen blitzten, „ob das stimmt oder nicht, ist uns ganz egal. Das aber kann ich Dir Duckmäuser sagen,“ — und Thompson ballte seine Hände zu Fäusten — „ich hätte meinen Vater abzuhalten gewußt, meine Kameraden zu verraten.“

Da sah ihn Wenghöfer mit einer unbeschreiblichen Miene an, während um seine blassen Rippen ein schmerzhaftes Lächeln zuckte. Ein paar Mal fuhr er sich mit seinen mageren Händen durch das dunkle Haar, während seine Rippen sich beständig bewegten, ohne eine Silbe hervorzubringen. Dann preßte er sie fest aufeinander und ging wortlos auf seinen Platz.

Ein paar Minuten später begann der Unterricht. Mitten in der Stunde — es war gerade ein halb neun Uhr — brach Wenghöfer in ein konvulsives Schluchzen aus. Als er sich endlich etwas beruhigt hatte, bat er den Lehrer, nach Hause gehen zu dürfen. Der Lehrer wollte ihm einen Begleiter mitgeben, aber Wenghöfer lehnte das in so erregtem Tone ab, daß jener ihm den Willen ließ.

Wie ein schwerer, unheimlicher Alb lag es auf uns, als Wenghöfer die Klasse verlassen hatte. Und es mochte noch keine Minute vergangen sein, als wir plötzlich jäh zusammenschreckten. Aus dem Schulhofe drang der Schall eines Pistolenschusses mit furchtbarer Deutlichkeit zu uns herauf. Den Klassenlehrer an der Spitze, stürmten wir hinunter.

Da lag er ausgestreckt todesbleich, mit der Rechten einen kleinen elfenbeinernen Revolver krampfhaft umklammernd. Wie gebannt standen wir um ihn herum. Keiner wagte ein Wort, und keiner von uns hat jemals in seinem Leben die Stunde vergessen. Wir hatten alle das entsetzliche Empfinden, an seinem Schicksal mit-schuldig zu sein.

Thompson stand an der Mauer gelehnt und starrte mit kreideweißen Gesicht, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, auf Wenghöfer, der röchelnde Laute von sich gab.

Inzwischen füllte sich der Hof, die Lehrer kamen aus den Klassen gestürzt — auch der Direktor erschien an Ort und Stelle. Nach ein paar Minuten war Wenghöfer aufgebahrt, um fortgeschafft werden zu können.

Der Ordinarius schritt voran, um die Eltern auf die Schreckensthat vorzubereiten. Thompson aber war

auf der Stelle zum Direktor geeilt, um sich selber anzuklagen. Der Direktor entließ ihn schweigend. Er mochte Thompson ansehen, daß er genug gestraft war.

Und nun folgten für uns Wochen der tiefsten Angst und Beklemmung: nur gesund sollte er werden, um diesen Gedanken drehte sich unser ganzes Fühlen und Denken.

Am meisten litt Thompson, der nicht mehr wiederzuerkennen war. Er, der Heitere und selbstbewußt Ausgelassene, wurde einsilbig und verschlossen. Um seine Mundwinkel hatten sich scharfe Falten gebildet. Früh, mittags und abends schlich er in Wenghöfer's Haus, um sich über dessen Zustand zu erkundigen. Schließlich wußte er es zu erreichen, daß man ihm den Zutritt zu dem Lager des Kranken erlaubte. Und nun wich er mit Ausnahme der Schulstunden keine Minute mehr von ihm. Er wachte die Nächte durch, taub gegen alles Reden, doch Maß zu halten . . .

Nach vielen, vielen Wochen trat Christian Wenghöfer zum ersten Male wieder in unser Schulzimmer, gestützt von Claus Thompson. Was die beiden, als Wenghöfer wieder zum Bewußtsein gekommen, miteinander gesprochen — hat keiner von uns jemals erfahren.

Aber von der Zeit an waren sie Freunde fürs Leben.

# Haife.

Ein flüchtiger Kaufsch.







Wieviel Jahre muß ich hinter mich blicken, um die Erinnerung an Haie zurückzurufen! Ich war damals ein junger Student, der seine Collegien abfaß und nachmittags sich mit Nachhilfe-Stunden durchquälte. Das Geld war mir immer knapp, aber die Lebensfreude meiner jungen Jahre, wie leicht half sie mir darüber hinweg! Damals wußte ich ja noch nicht, daß es ein Hoffen und Wünschen gab, das durch Verbitterung und Enttäuschungen immer matter und armseliger werden könnte. Damals glaubte ich ja noch nicht an den Neid, die Mißgunst und Niedertracht meiner lieben Mitmenschen. Ich hatte einen Glauben an die Zukunft, ich lebte in Ideen, die mich hoch stimmten, ich war jung, ich war gesund.

Eines Nachmittags etwa gegen fünf Uhr, an einem jener Tage, die so warm und weich sind, daß sie süße Müdigkeit und dämmernde Hoffnungslosigkeit in uns hervorrufen, schritt ich langsam die Friedrichstraße ent-



lang. Ich ließ mich von dem Menschenstrom treiben, ich hörte kaum etwas von dem Gerassel der Wagen, ich sah nicht das Hasten und Drängen, das Stoßen und Treiben all der Pflastertreter, die mit verkümmerten, sorgenden Gesichtern ihren Mühen und Plagen nachjagten.

Aber auf einmal blieb ich zaudernd stehen — ich merkte, daß ich am Friedrichstraßen-Bahnhof angelangt war, und meine alte Begierde, auf den Bahnsteig zu treten und das Abfahren der Züge mitanzusehen, erwachte. Ich hatte es eilig, ich hatte Hunger, und doch trat ich ein, von einem inneren Drange getrieben, vielleicht von jener Sehnsucht, die so abenteuerlich ist und immer und ewig auf ein Erleben lauert. Und dann — ich liebe den Bahnhof mit seiner Behmut, seinem Abschieds- und Trennungsschmerz, mit dem verhaltenen Schluchzen, das man dort hört, mit dem jaghaften Hoffen und Fürchten, das man auf den Mienen jener Menschen liest, die die Brücken hinter sich abgebrochen haben und einer noch verschleierten Zukunft entgegenfahren. Stundenlang kann ich verträumt und in mich versunken dem wunderlichen Treiben eines Bahnhofs zuschauen.

Ich trat ein und ließ mein Auge über den Menschenswarm gleiten, der die Treppe herunterstürzte.

Ein neuer Zug mochte ein paar Sekunden vorher angekommen sein, so daß ich eine kleine Weile wartete und diese Welt unbekannter, fremder Menschen an mir vorüberziehen ließ. Hin und wieder warf ich auf ein Gesicht einen vorsichtigen, prüfenden Blick, als wollte ich Charakter und Schicksal ergründen. Plötzlich jedoch wurde mein ganzes Interesse auf ein kleines, wunderzierliches Persönchen gelenkt, das mit einer kläglich hilflosen Miene am Billetschalter stand. Wie soll ich dieses kleine Fräulein schildern, um auch nur einen Schimmer ihres Liebreizes wiederzugeben! So verträumte große, graue Kinderaugen, die zu ihrem zerbrechlichen Figürchen seltsam stimmten, habe ich nie wiedergesehen; sie hatte die kleinsten Ohrmuscheln, die kleinsten Hände, die man sich vorstellen kann; dagegen schien mir ihr Mund ein wenig breit und ihr feines Näschen ein wenig gebogen. Sie trug ein Kleid aus indischem Foulard-Stoffe, auf dem Kopf einen niedrigen Strohhut, der nur mit einem Bande besetzt war. Schräg an der rechten Seite hatte sie sich ein kleines Geldtäschchen aus braunem Leder umgeschnallt, auf dem linken Arm hielt sie einen grauen Staubmantel. Ich war gerade mit diesem flüchtigen Feststellen ihres Persönchens fertig geworden, als sie einen Entschluß gefaßt zu haben schien. Sie schritt dem Ausgange zu — nein sie schritt nicht — wie

schlecht paßt diese Bezeichnung für ihren dahin schwebenden Gang! Mir war's, als ob sie den Fußboden kaum berührte — dabei wiegte sie sich leicht in ihren Hüften, sah nicht nach rechts und nicht nach links. Ich schlich hinter ihr her. Nach etwa hundert Schritt blieb sie stehen. Nun trat ich sacht an sie heran. — Ich war wie verzaubert, ich überlegte nicht, was ich that, ich wußte nur, daß ich in ihr liebes Gesichtchen blicken mußte. Unsere Augen begegneten sich. Aber wie erschraf ich, als ich in den ihrigen helle Thränen sah und einen Ausdruck der Verzweiflung fand. Ich zauderte nicht länger. Was ihr wäre, fragte ich leise, und ob ich ihr mit irgend etwas helfen könnte. Sie schüttelte den Kopf und in gebrochenem Deutsch, immer mit französischen Vokabeln vermischt, erzählte sie mir, daß sie direkt von Paris käme, als Erzieherin an ein Moskauer Institut engagirt wäre, jedoch einen falschen Zug benutzt hätte und erst um 11 Uhr nachts weiterfahren könnte. Ihr Gepäck sei bereits vorausgeschickt, sie aber sei ganz fremd hier, und wüßte nicht, was sie in den nächsten fünf Stunden beginnen sollte, von dem Aerger ganz zu geschweigen, den ihr verspätetes Kommen ihr eintragen würde. Sie erzählte das in raschem Tempo, ohne jede Spur von Bitterkeit, offenbar froh und erleichtert, jemanden gefunden zu haben, dem sie ihr Herz aus-

schütten konnte. Ich aber befand mich in einer frohen Erregung, faßte ihr Unglück als ein unerwartetes Geschenk der Götter auf und tröstete sie mit beredten Worten. Man müsse sich in das Unvermeidliche fügen und vor allem sei es jetzt am zweckmäßigsten, sofort an das Institut zu telegraphiren und die spätere Ankunft mitzuteilen. Wie viel französische Schnitzer mir bei dieser Rede unterliefen, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur noch, daß sie einige Male hell auflachte, dann wieder sich an ihr fatales Pech erinnerte, ihr Lachen sehr unpassend fand und von neuem eine klägliche Miene aufsetzte. Aber schließlich nahm sie meinen Vorschlag an, reichte mir in einem spontanen Gefühl ihre winzige Hand, und gemeinsam schritten wir zum Telegraphen-Bureau.

Unterwegs waren wir sehr still — ich achtete nur auf ihren Gang, an dem ich mich nicht satt sehen konnte — dann erfüllte mich eine knabenhafte, tiefe Traurigkeit in dem Gedanken, daß mein kleines Fräulein, das selbst die Kinderstube noch nicht ausgetreten hatte, so weit in die Ferne sollte, um zu erziehen und zu bilden, um sich herumzuschlagen mit diesen böshaften jungen Mädchen, die man fortschickt, weil man es im Hause mit ihnen nicht mehr aushalten kann. Das Telegramm war nach vielen Mühen abgefandt — und wir befanden

uns wieder auf der Straße. Sie hatte nach einigem Zaudern meinen Arm genommen, und zärtlich aneinandergeschmiegt ließen wir uns treiben, um die Stunden, die uns noch blieben, zu genießen. Sie fing an sehr lustig zu werden, erzählte von ihrem wundervollen Paris; dann wieder begann sie plötzlich Gesichter zu schneiden, sich über die Vorübergehenden lustig zu machen und mit einer unwiderstehlichen Komik die Passanten zu karrikiren.

Wir waren mittlerweile in die Leipzigerstraße eingebogen, wo wir vor jedem Schaufenster stehen blieben, Sammet und Seide und kostbare Hüte bewunderten. Sie konnte sich von diesen Herrlichkeiten gar nicht losreißen und baute Luftschlösser hoch in die Luft, daß einem schwindelig wurde. Dann improvisirte sie die tollsten Phantasien, drehte sich plötzlich um und that, als wenn sie zu einem alten Herrn eifrig spräche, der ihr den Vorschlag gemacht, sie zu adoptiren und ihr seine ungezählten Millionen zu hinterlassen. Sie stellte sich diesem nicht vorhandenen Sonderling gegenüber, als wenn sie den schwersten Kampf ihres Lebens durchmachte und es war sehr rührend mitanzusehen, wie alle Seelenstimmungen sich auf ihrem Gesichtchen abmalten. Schließlich sang sie dem alten Herrn mit leisen Tönen, die nur ich hörte, ein sentimentales provençalisches

Volklied, in welchem sie feierlich allen Bedrungen entsagte, für kein Geld und Gut ihre Freiheit verkaufte, die sie heute dem und morgen jenem schenke. Sie hatte sich inzwischen so in ihre Rolle hineingelogen, daß sie alle diese Vorgänge, in denen ihre heldenmüthige Seele Triumphe feierte, förmlich zu erleben schien. Ja am Schlusse des kurzen Liebes standen ihr Thränen in den Augen. Ich wurde von ihrer grenzenlosen Güte und Selbstentäußerung geradezu mitangesteckt, ich kam mir miserabel vor, daß ich ein solches Opfer von ihr annahm. Es war wie im Märchen. Als wir aber dann bei Josty saßen, wo wir gerade noch einen Tisch erhaschten, lachten wir uns herzlich ins Gesicht, ganz glücklich über unsere Kinderei.

Bei Josty war es an diesem wundervollen, weichen Sommerabend knüppelvoll, die prächtigsten Toiletten hatten sich Rendez-vous gegeben, sodaß die Fähnchen meines Fräuleins wohl kaum bestanden hätten, wenn ihre herrliche Jugendfrische nicht jeden anderen Gedanken bei Seite gedrängt hätte. Aller Augen wandten sich nach unserem Tisch, um ihr apartes Persönchen zu betrachten. Sie that, als wenn sie nichts davon merkte, während mich ein seliger Stolz und ein Glück erfüllten, als wäre ich der Prinz Heraklius aus irgend einem Wunderlande. Aber auf einmal wurde sie ängstlich,

fragte, wie spät es sei, ganz erregt, sie könnte ihren Zug veräumen, der sie in das kalte Moskau bringen sollte.

Es fehlten noch  $1\frac{3}{4}$  Stunden.

Über mich kam eine unendliche Traurigkeit — und auf meinem Gesicht lag eine stumme Bitte, die ich doch nicht auszusprechen wagte. Sie sah mich mit ihren glänzenden Augen weich an, als ahnte sie, was in mir vorging. Ich hatte ihr kein Wort der Liebe gesagt, und doch fühlten wir beide jenen geheimnißvollen Drang zu einander, als wären wir längst von Schicksalswegen uns bestimmt.

Langsam erhoben wir uns — und wortlos schritten wir zum Ausgang, schweigend blickten wir in die hell erleuchtete Leipzigerstraße, wo die in allen Farben schillernden Laternen der Wagen eine Märchenstimmung über den Strom der Menschen breiteten. Ich wohne, sagte ich endlich leise, nur zwei Straßen von hier entfernt. Bei diesen Worten fühlte ich, wie ein Zittern durch ihren Körper ging, wie sie einen letzten Kampf versuchte und dann kaum hörbar mich fragte: „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß ich um 11 Uhr am Bahnhof bin?“

„Wenn Sie es wollen, werden Sie um 11 Uhr am Bahnhof sein — mein Wort darauf!“

Auf dem kurzen Wege sprachen wir nicht mehr.

Über einen schmalen Hof klonnen wir die vier Treppen empor, die zu meiner Studentebude führten.

Vorsichtig und leise öffnete ich die Thür, und auf den Fußspitzen betraten wir das enge, kümmerliche Gemach.

Sie trat an meinen Schreibtisch, auf dem ein Haufen schwarz beschriebener Blätter lag, die sie mit scheuer Andacht betrachtete.

„Was ist das?“

Ich stockte eine Sekunde. Eine feine Scham rötete mein Gesicht.

Noch niemals hatte ich darüber gesprochen. „Das hier“, sagte ich, und meine Stimme klang feierlich, „das sind die ersten Bogen eines . . . eines Buches.“

Nie werde ich diesen Ausdruck der Bewunderung vergessen, mit der das liebe Geschöpf mich ansah, und wie es vorsichtig, als wäre es Meißner Porzellan, eines dieser Blätter aufnahm, das für sie Hieroglyphen enthielt.

„Und wie heißt es?“

Ich nannte den Titel meines ersten Buches, das ich mit dem ganzen leidenschaftlichen Glauben an die Menschen — und mich geschrieben hatte, in dem die reinsten Empfindungen meiner Jugend niedergelegt waren.

Sie blickte mich mit einem grenzenlosen Vertrauen



an, mit einem Feuer im Auge, als wäre sie felsenfest von meinem Können überzeugt.

Nun löste sie ihr glänzendes, reiches, seidenweiches Haar, das wie ein goldener Mantel sich über sie goß und ihr ein feenhaftes Aussehen gab — und von einem plötzlichen Impuls getrieben, schlang sie es um mich und schmiegte sich fest an meine Brust.

Die Nacht sank herein und hüllte uns in ihren Liebeszauber. Ich gab ihr kosende Schmeichelnamen, ganz von dem Glück berauscht, das ich ihr dankte. Nie werde ich den Blick vergessen, mit dem sie mich ansah, während sie meinen sehnächtigen Worten lauschte.

Mon âme . . . Mon soleil . . . Mon étoile . . .  
Ma . . . lune . . . Mon tout . . . Ma mère flüsterte ich ihr zu.

Bei dem letzten Worte, das, so wahr mir Gott einen leichten Tod bescheeren möge, in diesem Augenblick meine tiefsten Empfindungen ausdrückte, zuckte sie jäh empor und verhüllte mit den schmalen Händen ihr Gesicht.

Als sie nach einer geraumen Weile die Hände fallen ließ, sagte sie dumpf und wie verzweifelt, mit einer Stimme, deren klagender Ton mir ins Mark schnitt: „Pour une nuit!“

Das weckte in mir einen trotzigen Entschluß.

Ich beschwor sie, nicht abzureisen, die Stellung in Moskau zum Teufel gehen zu lassen, das Gepäck zurück zu fordern und in Berlin ihr und mein Glück zu versuchen. Wir würden schon ein Zimmer finden, groß genug für uns beide. Sie würde als französische Lehrerin Stunden finden — wozu gab es die liebe, alte Tante Voss — während ich ebenfalls mit Hilfe kleiner Büffelochsen die paar Groschen erwürbe, die für unsere bescheidenen Ansprüche nötig wären. Am Abend aber erzählten wir uns dann bei der lustig brodelnden Theemaschine, auf dem kleinen Sopha sitzend, was der Tag uns bescheert hatte.

Bei diesem Ausmalen eines glückseligen Idylls lachte Haïse, denn so hieß meine arme, kleine Freundin, verstohlen in sich hinein, während auf ihre Büge ein zweifelnder, verschüchterter Ausdruck trat, als könnte sie an die Erfüllung dieser Träume nicht glauben.

Was soll ich weiter erzählen — genug, Haïse versäumte ihren Zug nach Moskau, entschlossen, auf meinen Vorschlag einzugehen. Als der Morgen graute, zogen wir uns hastig an, denn ich wohnte bei alten, ehrbaren Leuten, mit denen ich gewöhnlich mein Frühstück einnahm. Sie sollten nicht beunruhigt werden, damit es ein Scheiden in Frieden gäbe. Ich brachte Haïse, da Cafés und Conditoreien noch nicht geöffnet

waren, in einen Wartesaal des Anhalter Bahnhof's, von wo ich sie in anderthalb Stunden abholen wollte, damit wir dann gemeinsam auf die Zimmer-Suche gingen. Beim Abschied wollte sie meine Hand nicht locker lassen. Sie sah mich flehend und angstvoll zugleich an.

„Du wirst wiederkommen, Du wirst bestimmt wiederkommen?“

Mit festem Auge, in dem meine ganze Antwort lag, erwiderte ich ihren Blick.

Da ließ sie mich frei — aber Thränen rannen ihr über die Backen, daß auch mich eine feine Rührung überkam.

Als ich zu Hause wieder angelangt war, ging ich schnell in die Küche, bat das Mädchen, mir möglichst schnell meinen Kaffee zu bringen und mich bei den alten Leuten zu entschuldigen, wenn ich heute bei dem Frühstück fehlen würde — ich hätte etwas bringendes zu schreiben.

In der That setzte ich mich sofort an mein Pult, nahm mein Manuskript vor und in einer jener wunderbaren Stimmungen, wo einem die Feder über das Papier faust, wo Wort an Wort in unerklärlichem, geheimnisvollem Schöpferdrange sich aneinander reiht, schrieb ich an meinem Buche. Ich hatte alles um mich vergessen, bis ich auf einmal instinktiv nach der Uhr griff,

Papier und Feder bei Seite warf, um mich schleunigst nach dem Anhalter Bahnhof zu begeben.

Ich würde gerade zu recht kommen, denn zehn Minuten fehlten noch an dem festgesetzten Termin.

Niemals in meinem Leben bin ich glücklicher gewesen, als an diesem Morgen, denn ich fühlte, daß das, was ich niedergeschrieben, echt und gut war, und ich wußte, wem ich diese Freudigkeit der Stimmung dankte.

Ich öffnete die Thür zum Wartesaal . . . . Aber wie soll ich diesen stechenden, zuckenden Schmerz schildern — als ich mit leeren, starren Augen mich vergebens nach Häuse umschaute.

Wie ein Rasender stürzte ich auf den Kellner.

Der Kerl blickte mich mit einem fatalen Lächeln an. Dann erzählte er mir, daß das Fräulein beständig nach der Uhr gesehen — und schließlich bitterlich schluchzend, daß sie ihm in der Seele leid gethan, den Wartesaal verlassen habe.

In einer bangen, dumpfen Ahnung zog ich meine Uhr. In diesem Augenblick muß ich ein entsetzlich verstörtes Gesicht gezeigt haben, denn der Kellner trat furchtsam einen Schritt zurück. Ich hatte, wie ich zu meinem Schrecken merkte, um eine volle Stunde mich verspätet. Von meiner Arbeit ganz erfüllt, war die Zeit unbarm-

herzig über mich hinweggeschritten und hatte über das Schicksal der kleinen Haïse entschieden.

Aber nein, noch gab ich die Hoffnung nicht auf. Wie geheizt rastete ich zum Central-Bahnhof. Den Perron auf und nieder . . . . durch alle Wartesäle nirgends — — nirgends von Haïse eine Spur.

Betäubt und niedergeschlagen durchwanderte ich jetzt die Friedrichstraße — — mein Auge irrte in trostlosem Suchen über die Menschen hinweg, ohne sie zu erspähen.

Plötzlich fühlte ich einen leichten Schlag auf meiner linken Schulter — — ich wandte mich in furchtlichem, letztem Hoffen um, aber statt in Haïses Augen blickte ich in das skeptische Gesicht meines Freundes, Dr. Kann, dessen giftige Lebensphilosophie vor nichts Respekt hat.

„Na nu, was machen Sie denn für ein Gesicht?“ fragte er mich zwinkernd, und um seinen breiten Mund huschte ein spöttisches, weltverächtliches Lächeln.

„Wissen Sie“, erwiderte ich, ohne meine innere Bewegung niederzukämpfen zu können, „daß mir hunds schlecht und elend zu Muthe ist!“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, einem Zwange folgend, erzählte ich ihm die Geschichte.

Er sah mich mit so überlegener, cynischer Miene an, daß ich ordentlich wüthend wurde.

„Sie sind ein Narr,“ sagte er und stieß ein rau-

heß Lachen aus, „danken Sie Gott und allen Heiligen, die Sie vor so'ner Eiselei bewahrt haben. Und jetzt kommen Sie mit, bei einem Glase Wein will ich Ihnen etwas aus meinem Brevier über die Weiber mittheilen!“

Ich lehnte dankend ab — und er empfahl sich kurz und energisch, wie es seine Art ist.

Beim Abschied meinte er trocken: „Wenn Ihr Zustand sich nicht bald ändert, ist ein Glas Brom vielleicht ganz angebracht.“

Ich sah seinem breiten Rücken eine Weile nach und trat wie ein geprügelter Hund den Heimweg an.

\* \* \*

Kleine Häße, wenn ein Zufall dieses Buch in Deine Hände spielt, wisse es, kleine Häße, daß Dein liebes Gesicht mich nie verlassen hat, daß es in all den Jahren Stunden gab, wo ich bewegten Sinnes an jene weiche Sommernacht dachte, die mir ein kurzes, ach so flüchtiges Glück schuf.

Arme, kleine Häße! . .



# Die Wäscherin.

Ein Bekenntnis.







I.

**H**ier Wochen war ich schwer krank gewesen. Nur verworrene Laute drangen zuweilen an mein Ohr. Ich fühlte dunkel den erlösenden Druck einer kalten Kompresse, um gleich darauf in meine Stille zurückzufinken. Wenn mich damals der Meister geholt hätte — es wäre ein leichtes Sterben gewesen.

Eines Tages aber erwachte ich und sah an meinem Bette meine Angehörigen, deren Gesichter strahlten, und in deren Augen Thränen leuchteten. Das Alles bemerkte ich, dann fiel ich vor Erschöpfung von neuem in tiefen Schlaf.

Im Traum war mir's, als hätte an der Thür noch eine mir fremde Frauengestalt gestanden, die mit seelenvollen, guten, grauen Augen andachtsvoll zu mir herüber geblickt.

Im Traum lächelte ich. Als ich aber erwachte, öffnete sich die Thür und sie erschien in Wirklichkeit auf

der Schwelle, brachte mir einen Trunk frischen Wassers und führte ihn mir zum Munde. Ganz leise, ganz von ungefähr streifte meine abgekehrte Hand ihren kleinen Finger, da fühlte ich, wie mein Blut wellenartig sich bewegte — ich wußte, daß Freund Hein für diesmal den Kürzeren gezogen hatte.

---

## II.

Ich genas langsam. Auf meine Fragen erzählte mir die Mutter, daß die Fremde in unserem Hause gewaschen habe und zur Pflege hinzugezogen worden sei, als ich plötzlich so schwer erkrankte.

In der Folge ließ ich mich mit dem Eigensinn eines Genesenden nur von ihr bedienen, sie mußte mir die Betten schütteln, sie mußte mich umlegen, mir das Essen reichen — kurz, von keinem anderen nahm ich auch nur die geringste Handleistung an. Sie that alles in einer so stillen, geräuschlosen Art, daß sie schon durch ihre bloße Erscheinung besänftigend auf meine armen, erregten Nerven wirkte.

Eines Tages sollten wir das erste Mal allein sein. Beim Fortgehen sagte meine gute Mutter: „Nicht wahr, Marie, Sie lassen kein Auge von ihm.“

Das Mädchen nickte und die Mutter schloß hinter sich die Thür. Nun lag ich einige Minuten allein und wartete gespannt auf ihr Kommen. Sie erschien bald, in den Händen ein kleines Tablett, auf dem sich mein Abendbrot befand. Sie setzte es auf den kleinen Nachttisch, und nahm dicht an meinem Bette Platz. Ich sah sie eine Weile stumm an, so daß sie leicht errötete.

„Bitte essen Sie von meinem Teller,“ sagte ich.

Sie schüttelte nur den Kopf und sah mich hilflos und beinahe ängstlich an.

„Gut“, erwiderte ich, „dann muß ich hungrig einschlafen.“

„Nein, nein,“ rief sie erschreckt und gehorchte demütig. Nun aßen wir aus einer Schüssel und lächelten uns zuweilen ganz schüchtern und verstohlen an.

„Wollen Sie gegen mich gut sein?“ unterbrach ich nach einer Weile das Schweigen, „wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen?“

„Ja!“ entgegnete sie einfach. Ich zögerte ein paar Sekunden, bis ich sie mit gedämpftem Ton bat, aus ihrem weichen, glänzenden Haar die Nadeln zu nehmen.

Sie war von einem rührenden Gehorsam. Und nun fielen zwei schwere, braune Flechten herab, zu denen sich meine Hände wie zu Magneten hingezogen fühlten, aber ich wagte es nicht, sie anzurühren. Ich geriet in

eine bange, feierliche Stimmung, indes ich den eigentümlichen Duft einsog, den dieses seidene, schwere Haar ausströmte. Auf einmal fuhren wir zusammen. Wir glaubten ein Geräusch gehört zu haben, wir lauschten, doch alles blieb still. Sie lachte plötzlich mit feinem, silbernem Klang in sich hinein — und schmiegte sich an mich. Dann sah sie durchdringend in meine Augen, die sie förmlich zu bannen schienen

„Wie ich nur Deine Augen gesehen“, sagte sie scheu und leise, „habe ich Dich lieb gehabt, so lieb!“

Bei diesen Worten erschauerte sie und auf ihr Gesicht trat plötzlich ein düsterer Zug, der mich schreckte. Von dem Momente an war sie einsilbig und in sich gekehrt. Um  $\frac{1}{4}$  12 ging Marie schlafen, weil wir die Mutter jeden Augenblick erwarten konnten. Vorher versprach sie mir, in der folgenden Nacht, wenn Alles ringsum schlief, mich zu besuchen. Mit dieser Hoffnung schlief ich ein.

---

### III.

Und diese Nacht kam. Ich lag in meinem Stübchen und wartete. Die Nacht umfloß mich mit ihrer düsteren Stille und nahm von meinen Nerven die letzte Hülle, daß sie nackt und frei jedem Angriff

von außen preisgegeben waren. Ich lag mit offenen Augen da und hörte, wie meine Pulse in feinen Rhythmen klopften, in verwegenen Sprüngen tanzten, und wie mein Blut in Wellen und Wirbeln kreiste. Ich lauschte mir selbst. Dabei spürte ich die letzte Schwäche meiner Krankheit, wie mein Körper, wenn er sich aufrichten wollte, in tiefe Schwere zurücksaß, wie Schauer ihn durchrieselten, wie er sich seinem Nervenrausche hingab. Nach einer geraumen Weile richtete ich mich mühsam auf, um ja den Schall ihrer Schritte zu hören, wenn sie leise hereintrippeln würde. Beim leisesten Geräusch zuckte ich zusammen, um immer unruhiger und schreckhafter zu werden. Aber die Nacht schritt langsam und feierlich vorwärts, ohne daß sie gekommen wäre. Ich begann schüchtern, dann lauter zu husten, um der Treulosen Zeichen zu geben. Keine Antwort. Ich wurde müder und müder und konnte doch nicht schlafen.

Die Papiere von meinem Schreibtisch bewegten sich plötzlich in gemessenen Sprüngen zu mir hin.

Die schwarzen Buchstaben wurden größer und größer und nahmen ein drohendes Aussehen an. Jeder hob sich wie ein kleines Teufelchen von dem weißen Hintergrunde ab.

Jetzt trat mein guter Vater, der bis dahin lautlos im schwarzen Rahmen gehangen, ernst und würde-

voll aus seinem Verschluß hervor. Er näherte sich mir ganz dicht, beugte sich tief zu mir herab, legte mir seine bleichen, abgemagerten Hände auf die Brust, daß mir der Atem verging, um dann im Nu wie ein Schatten wieder von mir zu gleiten.

Und nun begannen auf einmal kleine, runde Lichtflecken auf Dielen und Wänden hin und her zu flirren, hüpfen wie Püppchen auf mich zu und gringzten satanisch.

Und jetzt gar fingen der Schreibtisch, die Stühle, der nackte, kahle Ofen und mein eisernes Bettgestell zu wackeln, zu schwanken und zu tanzen an.

Gegen Ende dieser Nacht verfiel ich in dumpfen, bleiernem Schlaf. Als Marie am anderen Morgen mir den Kaffee brachte, drehte ich ihr wortlos den Rücken zu.

„Hören Sie mich doch an“, flehte sie. Sie sollte mich nur in Frieden lassen. Auf der Stelle sollte sie mich verlassen, nur aus dem Zimmer sollte sie, damit ich sie nicht zu sehen brauchte.

Wie ein krankes Hündchen schlich sie zur Thür, dort blieb sie stehen und schluchzte in ihrer leisen Art: Es war sehr kläglich zum Anhören. Die Andere sei doch schuld, die Andere, wiederholte sie beständig.

Ich unterbrach sie wütend: Da sei sie denn doch stark im Irrtum, wenn sie meinte, ich sei so einer, mit

dem man mir nichts, dir nichts umspringen könnte. Da sollte sie sich nur andere aussuchen, die sich am Narrenseile führen ließen. Schließlich trieb ich's so bunt, daß sie aus dem Zimmer ging und sich bis Mittag zu meinem Arger nicht mehr blicken ließ. Als sie endlich kam, war ich müde.

„Wird wohl 'ne schöne Ausrede sein“, brummte ich.

Am Tone meiner Stimme erkannte sie, daß ich einer Versöhnung nicht abgeneigt wäre. Sie kniete an meinem Bette nieder, streichelte meine Hand, die sie auch öfter an die Lippen drückte und erzählte in abgebrochenen Sätzen, daß unser Dienstmädchen, dem die Mutter Tags zuvor gestorben, die ganze Nacht bei ihr durchgeweint, so daß sie nicht gewagt hätte, sich fortzurühren.

Eine Sekunde sah ich sie forschend an, weil ja den Weibern nie zu trauen ist. Dann erwiderte ich den warmen Druck ihrer Hand.

An diesem Tage ereilte mich das zweite Unglück. Meine Mutter entließ das liebe Kind, weil sie nunmehr die Pflege allein besorgen konnte. Ich war ganz außer mir und durfte doch nichts sagen. Ich verabredete mit der Kleinen, die in Thränen aufgelöst war und nun wieder ihre Waschküchenthätigkeit beginnen sollte, daß



mein erster Gang zu ihr sein würde. Das tröstete ein wenig das gute Kind.

Es waren warme, leidenschaftliche Küsse, die wir in dieser Abschiedsstunde wechselten.

---

#### IV.

Es war acht Uhr abends, als ich an dem Hause anlangte, wo ich sie erwarten sollte. Ich sah die Menschen vorüberfluten und fand ihr Hasten und Drängen, ihr Stoßen und Stampfen fürchterlich kindisch. Das plagt sich um den Groschen ab, macht sich das Leben sauer und nimmt alles so heilig ernst, anstatt den Augenblick zu genießen. Aber dann sah ich Männer und Frauen vorüber schreiten, die von der Arbeit in diesem Narrenhause so hohlwangig und tiefäugig dreinblickten, daß es einen frösteln konnte. Ich schickte die dummen Gedanken zum Teufel, pffif ein Lied und wartete voll Ungeduld auf mein Mädchen. Endlich um  $\frac{1}{4}$  9 Uhr kam sie. Sie hatte nur ein Tüchchen um die Schultern geschlagen und trug am linken Arme ein kleines Körbchen, in dem sich eine blaue Schürze und Holzspanstoffeln befanden. Sie lächelte mir schallhaft entgegen.

Die Seifendüfte der Waschküche hüllten sie noch förmlich ein, und als sie mir jetzt ihre Hand reichte, die von dem heißen Wasser und der harten Arbeit feucht und rot und aufgedunsen war, da sah ich sie plötzlich mit aufgeschürzten, von Dampf und Dunst eingehüllten Ärmeln am Waschfaß stehen und mit ihrer jungen Kraft die Wäsche reiben, daß es eine Lust und Freude war, ihr zuzuschauen.

Ich bot ihr meinen Arm. Sie ließ sich aber nicht bewegen, ihn anzunehmen. Erst müsse sie in der Seidelstraße sich umkleiden. All mein Widerspruch war vergeblich. Vor dem Hause in der Seidelstraße wartete ich ein paar Minuten. Sie kam mit kläglichem Miene und im nämlichen Aufzug herunter. Die Wirthin hätte das Zimmer abgeschlossen, so daß sie nicht zu ihrem Kleiderschranke könne. Nun wäre es wieder nichts. Da aber trumpfte ich schön auf. Mir wäre sie in jedem Kleide recht, und um die Menschen kümmerte ich mich überhaupt nicht. Und jetzt würden wir essen gehen — und eh' sie sich's versah, hatte ich sie in eine Droschke gehoben, und wir fuhren davon. Sie war gar nicht zu beruhigen. Und alle meine Ueberredungskraft scheiterte. „In dem Aufzug . . . in dem Aufzug!“ jammerte sie beständig.

Als wir durch das hell erleuchtete Lokal schritten  
Sollaender, Pension Fratelli und Auderes.

und neugierige Augen sie Spießruthen laufen ließen, litt das arme Ding Höllequalen. Ich mußte lügen, wollte ich behaupten, daß ich mich besonders behaglich gefühlt hätte, ich lächelte aber sehr überlegen. Wir zogen uns in eine stille Nische zurück, wo wir einigermaßen unbeobachtet waren. Ich ließ ihr das Beste von der Karte kommen, und nie werde ich diese weitgeöffneten, verwunderten Augen vergessen, mit denen sie die einzelnen Gerichte betrachtete. Sie zog mit unsäglichem Wohlgefallen den Duft der Speisen ein, während ihre feinen Nasenflügel bebten. Ihr Mündchen war unnachahmlich gespitzt, wenn sie an dem Weine nippte. In der Seligkeit des Genießens hatte sie ihre ganze Umgebung vergessen. Ich wurde förmlich neidisch auf sie. Als sie endlich fertig war, lag es wie Märchenglanz über ihrem Gesichtchen. Ich habe niemals wieder einen Menschen gesehen, auf den das Essen so verklärend wirkte. Um 10 Uhr stiegen wir wieder in den Wagen und fuhren in meine Wohnung. Wie ein Rädchen — lautlos kletterte sie die Treppen hinauf. Unsere Pulse klopfen in einander. Behutsam wurde die Thür aufgeriegelt, und wir traten in mein niedriges Mansarden-Zimmer, das so viele Erinnerungen für uns barg, wo sie wie ein gütiger Engel an meinem Lager gesessen, stille Gebete in sich hinein murmelnd. Ich steckte die Kerze an —

und wir setzten uns schweigend an den kleinen, runden Tisch. Eine namenlose, weiche Nührung kam über uns, während wir dem feierlichen und traurigen Liede der Nacht lauschten, die ihre düstern Fittiche über uns gebreitet hielt.

Ich dachte plötzlich an meinen Tod — ich stellte mir vor, wie ich bleich und kalt dalag, wie meine Mutter von meinen Schwestern mit Gewalt aus dem Totenzimmer geschleppt worden war, und wie statt ihrer das ärmste Mädchen auf Gottes Erde sich hineingeschlichen hatte, um in herzerreißendem Schluchzen, so leise und weich, da niemand es hören durfte, an meinem Bette niederzuknieen und ihre Thränen auf mein erstarrtes Auge fallen zu lassen. Wie sie betete und schluchzte und meine Hand nicht locker ließ. Ich sah sie plötzlich mit weit aufgerissenen Augen an, als wollte ich mit übernatürlicher Kraft bis in ihre tiefste Seele dringen. Sie hielt meinen Blick aus; auf ihrem Gesicht lag ein übersinnliches, fast frommes Lächeln — ihre Augen glänzten vor Sehnsucht.

„Du,“ sagte ich, während ein Schauer und ein Frösteln mich packte, „hast Du mich wahrhaftig . . .“

Sie legte eine Sekunde ihre Hand auf meinen Mund, dann umschlang sie mich statt aller Antwort mit beiden Armen. Und auf einmal trafen sich unsere

Augen, und ich sah mein Bild in ihrer Pupille — und mir war es, als besäße sie mich jetzt ganz, als hätte sie von nun an Macht über mich im Leben und im Sterben.

„Ich möchte Dich so ansehen bis in alle Ewigkeit,“ stieß sie geheimnisvoll flüsternd hervor.

Ich weiß es heut noch nicht, was mich an ihrem Blicke und dem Ton ihrer Stimme so ängstigte und quälte. Genug, mich überkam eine bange Furcht, ich könnte sie verlieren, sie könnte mir entgleiten, bevor ich sie noch befehlen. Und diese Furcht legte sich bleischwer in meine Glieder, schuf jene rätselhafte Beklemmung, für die es keine Gründe giebt und grub sich in meine Züge ein, die ein verstörtes Aussehen bekamen.

Sie schrak nervös zusammen, um sofort darauf mit jener sanften Güte, die ihr Wesen ausmachte, in mich zu dringen. Ich sollte ihr sagen, was mir wäre, ich sollte sie nicht quälen und ängstigen. Bei diesen Worten ergriff sie meine Hand, die sie beruhigend streichelte, und lehnte sich dicht an mich.

Ich begann jetzt, nicht aus einer bewußten Absicht heraus, sondern unter dem Zwange eines plötzlichen Mißtrauens die Rolle des Staatsanwaltes zu übernehmen. „Ich will wissen“, fragte ich in erregtem Tone,

„ob Du niemanden, keine Seele auf der Welt lieber hast, als mich“.

Eine tiefe Trauer bleichte ihre Züge.

„Du weißt es!“ entgegnete sie einfach, „warum fragst Du?“

„Gut!“ erwiderte ich, „ich wollte es aus Deinem Munde hören, ich mußte es jetzt, gerade jetzt erfahren. Ich werde es Dir später vielleicht erklären“, fügte ich demütig und scheu hinzu.

Sie nickte still mit dem Köpfchen und sah unruhig in das flackernde Licht, indes ich eine flüchtige Weile in mich hineingrübelte. „Ich muß noch eines wissen,“ unterbrach ich [das Schweigen, „hast Du jemals einen Mann geliebt? Ich mache Dir daraus keinen Vorwurf“, fügte ich hastig hinzu, „ganz gewiß nicht, denn welche Verpflichtungen solltest Du gegen jemanden gehabt haben, den Du nicht einmal dem Namen nach gekannt hast — aber Du wirst es begreiflich finden, Du mußt . . . mußt mich verstehen, daß ich in Deiner Vergangenheit lesen will, wie in einem Buch, das mir gehört.“

Sie hatte die Hände gefaltet, und ein unsäglicher Schmerz arbeitete auf ihrem Gesicht, das plötzlich in der Erinnerung an Früheres einen vergrämten Ausdruck bekam.

„Du hast recht,“ sagte sie mit gedämpfter, trauriger Stimme, „Du hast vollkommen recht.“

Und nach einer kleinen Pause flüsternd: „Ich will Dir alles erzählen.“

Sie raffte sich nun auf, wie ein Mensch, der nach langen Kämpfen Herr eines schweren Entschlusses geworden ist. Aber die Stimme versagte ihr, und ein krampfartiges Schluchzen packte sie.

Ich kam mir in diesem Augenblick wie ein Verbrecher vor, wie ein grausamer, roher Patron, der schonungslos in ihr Innenleben eingebrochen war.

„Nein . . . nein!“ rief ich, „ich will nichts . . . nichts hören.“

Sie aber bewegte verneinend den Kopf, faßte sich rasch und begann: „Vor etwa vier Jahren lernte ich ihn im Tanzsaal kennen; ich feierte gerade meinen siebenzehnten Geburtstag und war mit meinen Schwestern und Freundinnen nach Wilmersdorf gefahren. Mir ging damals nichts über das Tanzen — ich war ja auch noch so jung und lebenslustig. Den ganzen Abend wich er nicht von meiner Seite. Er hatte den Teufel im Leibe; jede wollte mit ihm sich drehen, er aber lachte nur in sich hinein und blickte mich dabei so merkwürdig an. Was soll ich weiter erzählen, — — wir wurden eines Sinnes, und kamen jeden freien Abend zusammen.

Ich sparte meine Groschen für die Ausstattung; denn wir wollten uns nicht lange schleppen und bald Hochzeit machen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, ihr Atem ging schwer, auf ihr Gesicht traten rote Flecken, und aus ihren Augen brannte ein düstere Feuer. „Kurz und gut — er kriegte mich rum, nachdem er mir Wochen in den Ohren gelegen, mir mit Trennung und Gott weiß was, gedroht hatte, wenn ich nicht nachgeben würde. Und dann — ich hatte ihn ja so sehr gerne. Und nun kam das Unglück — ich . . . ich fühlte bald, daß es mit mir anders stand. Zuerst war ich ja so überglücklich — in drei Monaten sollten wir heiraten — und ich, Du kannst Dir das eben nicht vorstellen, ich freute mich wie ein Kind. Ich lief zu ihm, um es ihm zu sagen. Aber wie sah der mich an! Herr, Du mein Gott . . . wie sah der mich an!“

Sie stöhnte bei diesen Worten in sich hinein und barg ein paar Sekunden das Gesicht in ihren Händen. Als sie die Arme wieder fallen ließ, waren ihre Züge seltsam entstellt und von einem Ausdruck tödlichen Hasses beherrscht.

„In den nächsten Wochen“, fuhr sie fort, „ließ er sich bei mir so gut wie gar nicht mehr blicken, bis ich ihm eines Abends auflaure und mit einem Stück sehe, daß ich meinen Augen nicht zu trauen glaube.“



Ein verwachsenes, mageres Ding hängt an seinem Arm; und die Beiden lachen frech und laut, daß die Leute sich umschauen. Mich sahen sie zuerst nicht, und ich starre nur immer auf das Frauenzimmer, das so loddrig aussieht und ein Gesicht hat, auf dem alle Gemeinheit zu lesen ist. Wie ich dann resolut auf sie zutrete, ist der Kerl grob geworden . . . o, Gott . . . o, Gott! Was dann noch weiter kam — — ich hab' mich erniedrigt, daß ich mich heute noch schäme . . . ich hab' ihn“ — — sie hielt einen Moment inne, um dann mit gebrochener, leiser Stimme fortzufahren — „ich hab' auf den Knien vor ihm gelegen. Weißt Du, was er mir geantwortet hat? Es ginge nicht mit mir — — ich . . . ich würde zu viel Kinder kriegen. Ich hab' noch ein Übriges gethan — — ich bin zu dem Luder gegangen und habe der erzählt, wie es mit mir stünde. Das Biest hat mir in's Gesicht gelacht und mich eine Gans genannt. Wie ich die Treppe herunter gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich von dem Tage an mit dem Schust fertig war. Aber die ganze Zeit bin ich vor Scham fast verrückt geworden. Wegen so einer, wegen so einem gemeinen Stück hatte er mich sitzen lassen. Wenn noch was an ihr dran gewesen wäre . . . aber so ein vermiertes, häßliches Frauenzimmer! . . . Ich hatte noch

Glück, — ich bekam bei einer alten Dame trotz meines Zustandes Stellung unter der Bedingung, daß ich mich vorher bei kleinen Leuten einmieten mußte, um, wenn die Zeit da wäre, für die Niederkunft untergebracht zu sein. Mit Gott und den Menschen war ich damals zu Ende. Wenn Du wüßtest, wie meine Schwestern mich angesehen haben, wie so'ne Ausfäzige! Dabei haben die's getrieben — na, das geht mich nichts an — aber weil ich das Unglück hatte, thaten sie, als wenn ich 'ne Verkommene wäre. Und meine Eltern erst, was die mir für Briefe geschrieben haben, ich sollte mich nicht im Dorfe vor ihnen blicken lassen, aus dem Hause würden sie mich jagen mit Schimpf und Schande. Und das alles, weil ich an so 'nen schlechten Perl gekommen war. Zuerst wollte ich ins Wasser. Aber dann packte mich der Troß, ch biß die Zähne aufeinander, ich war ja gesund und stark; ich wollte ihnen zeigen, daß ich allein, ganz allein für mich und das arme Wurm eintreten könnte. Mir ist das Kind sauer geworden von der Stunde an, wo es sich einstellte. Als es mittags ganz leise in meinem Körper zu ziehen anfing, hatte ich noch keine Ahnung, daß es soweit war. Gegen Abend kriegte ich mörderische Schmerzen, und da ertappte mich die Frau und bekam einen förmlichen Schüttelkrampf. Ich mußte auf der Stelle fort, sie konnte unter keinen Bedingungen

mich dabehalten, ich wüßte ja auch wohl, daß es so ausgemacht worden sei. Na, ich wußte in dem Augenblick überhaupt nichts — aber ich merkte trotz meiner Schmerzen ihre entschliche Angst, ich könnte ihr auf dem Halse bleiben. Wie ich mein Bündel geschnürt habe, ist mir heute noch unklar. Ich schleppte mich die drei Treppen hinunter, während ein kalter Schweiß auf mein Gesicht trat. Ich glaubte, die Knochen müßten mir springen. An der nächsten Haltestelle stand eine lange Reihe von Droschken, auf die der Mond ein fleckiges, grauenhaftes Licht warf. Ich trat mit meinem Bündel an die erste heran und bat den Kutscher, mich zu fahren. Der Kerl nahm die Pseife aus dem Maul, sah mich einen Augenblick von oben bis unten an und stieß ein unbändiges Lachen aus. Und die anderen Kutscher brüllten ebenfalls los und überschütteten mich mit gemeinen Worten, die ich gar nicht wiedergeben kann. Ich kroch die Mauern entlang, Schritt für Schritt, und hielt mich an den grauen Pfeilern krampfhaft fest, als ich gar nicht mehr weiter konnte. Wenn's nur zu Ende wäre, wenn ich nur tot daläge unter all dem Gefindel, waren meine einzigen Gedanken. Aber es stirbt sich nicht so leicht, und es stirbt sich nicht, wenn man gerade möchte. Dabei hatte ich immer das Gefühl, daß alle Welt mich anblickte und nur darauf lauerte,

in ein Hohnlachen auszubrechen. Na, Gott ist Gott, und Gott hat es anders gewollt. Ich kam doch an meinem Keller an und wurde schleunigst in's Bett gebracht. Die Leute im Keller hatten ein Erbarmen. Eine Stunde später war das Kind da — und die Qual hatte ein Ende.“

Sie hielt jetzt inne und athmete tief auf — ihre Nasenflügel bebten vor Erregung, auf ihren Bügen lag ein feiner Glanz, in ihren Augen ein Ausdruck des Elends und unsäglicher Scham.

„Das Ende“, nahm sie nach einer langen Pause das Wort wieder auf, „ist rasch erzählt. Der Lump hatte die Frechheit, an mein Lager zu kommen und mir einen Krankenbesuch zu machen. In's Gesicht habe ich ihm gespuckt und vor Wut wie eine Wahnsinnige geschrien, daß meine Wirtsleute hereinstürzten und ihn auf der Stelle hinausbesorgten. Als ich wieder gesund wurde, schrieb er, daß er mir monatlich schicken würde, wozu er nach dem Gesetze verpflichtet sei. Ich hab' ihm ein Licht aufgesteckt, ihm den Bettel vor die Füße geworfen und geantwortet, wenn er sich jemals unterstünde, auf das Kind Ansprüche zu machen, er drei Kreuze hinter sein Leben machen und sein letztes Vaterunser beten könne. Wie einen tollen Hund würde ich ihn niederknallen. Na, das hat ihm eingeleuchtet. Und ein

zweites Mal ist er nicht gekommen. Ich habe das Kind und mich schlecht und recht durchgebracht, geschafft, daß mir die Finger bluteten — bis das Wurm starb, gerade als es mir an's Herz gewachsen war. Da war ich alle, vollständig alle. Keinen Menschen hab' ich mehr gesehen und gerad' noch so viel gearbeitet, als ich notdürftig zum Leben brauchte. Vom Leben habe ich nichts mehr erwartet, bis ich Dich . . . . Dich kennen lernte.“

Sie verstummte und blickte wieder sehnsüchtig in meine Augen, die eine zauberische Kraft auf sie ausüben mußten.

„Warum siehst Du mich so an, Maria?“ fragte ich erschüttert.

Ihr Blick schien weit verloren, und ihre Stimme, die sie zu kaum hörbaren Lauten dämpfte, hatte einen geisterhaften Klang.

„Es sind dieselben Augen . . . . es sind dieselben Augen —“ war das Einzige, was sie hervorbrachte.

Aber dann fiel sie mir schluchzend um den Hals und flehte, ihr nicht böse zu sein.

Ich sah sie verwundert an, ich wußte in ihr irres Reden keinen Sinn zu bringen.

Nun trat auf ihr Gesicht ein herrisch harter Ausdruck. Und über der Nasenwurzel grub sich eine scharfe,

bittere Falte in ihre Stirn. Ihr wurde die Wahrheit zu einem Martyrium, das etwas Heiliges in ihre Züge meißelte.

„Du hast keine Augen,“ flüsterte sie, „keine Augen, und darum . . .“

Sie sprach nicht weiter — sie schrie leise auf, als sie die verheerende Wirkung ihrer Worte merkte, als sie in mein bleiches Gesicht blickte.

Ich vermag heute nicht mehr die Stimmung zu schildern, in der ich mich damals befand, ich weiß nur, daß es mich kalt und heiß überlief, daß ein lodender, thürlicher Born in mir aufstieg.

Ich kam über die brutale Thatsache nicht hinweg, daß sie mich nur liebte, weil ich zufällig die Augen dieses Spigbuben besaß, der sie um ihr Lebensglück geprellt, und daß sie trotz allem Leide ihre Neigung für diesen Burschen nicht auszurotten vermocht hatte, trotz allem Leide und allem Haß!

Ich empfand ein tiefes Mitleid für sie — und konnte ihr nicht helfen. Ich war in meinem Mannesstolze getroffen — — ich kam mir so sehr erniedrigt vor. Mit jenem Seherblick, den nur die Frauen und die Dichter haben, schien sie zu ahnen, was in mir vorging. Wie werde ich den erloschenen Ausdruck ihres Blickes, die tief herabfallenden Mundwinkel, den toten

Jammer ihrer Miene vergessen, mit der sie mich ein paar Sekunden ansah.

Hierauf wandte sie mir mit einer schweren, schleppenden Bewegung den Rücken, warf sich ihr Tücheltchen um und schlich zur Thür.

Wortlos — in tiefem Schweigen schritten wir die Treppen hinunter, und still und stumm gingen wir eine lange Strecke nebeneinander.

Dann blieb sie plötzlich stehen, schlang noch einmal ihre Arme um mich, küßte mich leidenschaftlich . . . . und verschwand im Dunkel der Nacht.

---





Druck von Max Scherfow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-O.

## Einige Stimmen der Presse.

### Jesus und Judas:

... So weit das äußere Gerippe. Hollaender vertritt aber trotz gewisser Grellheiten weniger den Naturalismus Zolas als den der Norweger, weniger den Naturalismus des mehr äußerlich schillernden Sittenromans als den des neueren, der aus einer gegebenen Umgebung, einem Milieu herauswachsenden psychologischen Analyse. Er schildert uns einen gewissen Charakter, wie er im studentischen Leben Berlins sich in neuerer Zeit entwickelt hat, einen begabten jungen Mann, dessen Gehirn die modernsten Ideen in volle Verwirrung bringen, der sich berufen, verpflichtet fühlt, zu arbeiten an der Entwicklung eines auf ganz neuen Grundlagen sich aufbauenden Menschengeschlechts — den radikalen Schwärmer der Gegenwart. Er thut dies nicht immer grade mit völlig tadelloser Plastik der Darstellung; die nervöse Unruhe, die hastende, gährende Gehirnarbeit seines Helden treibt zuweilen auch seine Vortragsweise zu einer holperigen Unruhe. Es fehlt dem Buche nicht an guten Gemütszügen, an poetischen Stimmungen, die man in anderen naturalistischen Schriften völlig vermisst. Hollaender schildert uns in seinem Helden einen in mancher Hinsicht sympathischen Menschen mit mannigfachen Regungen und Stimmungen, und auch in der reinen Sumpfpflanze Lene, ja, selbst in dem grisettenhaften Theatermädchen, der Osterreicherin „Gustel“ sitzt Gemüt, Poesie. Der rohe Haß gegen den „Bourgeois“, der andere naturalistische Schriften kennzeichnet, fehlt gänzlich. Nicht fehlen dagegen zum Teil peinigend grelle Deutlichkeiten. Die Miasmen der sittlichen Verkommenheit bleiben uns nicht erspart. Wer aber die Schriften der deutschen Naturalisten kennt, wird finden, daß Hollaender das Häßliche, dessen der Naturalismus eben einmal nicht entraten kann, trotz aller Deutlichkeit doch nur da darstellt, wo es durch eine gewisse künstlerische Folgerichtigkeit bedingt ist, wo es charakteristisch wirkt, daß er Derbes mit wenigen Ausnahmen psychologisch richtig vorführt

und daß er in der Darstellung nicht so absichtsvoll lüstern und hysterisch arbeitet wie die andern.

**Aus einem längeren Essay der Kölnischen Zeitung.**

... Trotz solchen Mängeln ist jedoch dieses Werk eines ganz jungen Mannes ein fesselndes Buch, das wir nicht weglegen konnten, bis wir es uns völlig zu eigen gemacht. Es ist die Arbeit eines unstreitbar echten, nur in seinem Geschmack noch nicht geläuterten Talentes, dazu eines Schriftstellers, der über die großen sozialen Probleme schon viel nachgedacht hat und in dem Ideengehalt seiner Romandichtung eine größere Reife bekundet als in der Charakterisierung seiner Hauptgestalt. Einzelne andere Figuren sind übrigens vorzüglich gelungen, vor allem Bene und Käthe, die Töchter der Proletarierfamilie, auch die festsche Gustel, die Operettensängerin und der russische Nihilist. Mit diesem Roman hat Felix Hollaender gleichsam den „poetischen Doktor“ gemacht, er gehört nun ehrlich zur Zunft der Schriftsteller, von denen man in Zukunft etwas erwarten darf.

**Berner Bund.**

### **Magdalene Dornis:**

... Aber der Roman im ganzen verrät bei aller Einfachheit der Grundzüge ein überlegenes Erzählertalent, das ihn über die Alltagsromane weit hinaushebt. Das Eindringen der Versuchung in das friedliche Pfarrhaus, das Erwachen der Leidenschaft, die ernstesten und harten Seelenkämpfe, die sich nun ergeben, das alles ist auf überzeugende Weise und in einer bald geschmeidigen, bald kraftvollen, immer zielbewußten und treffenden Sprache dargestellt.

**Bosfische Zeitung.**

... Ein Buch, das ich mit Spannung gelesen und ohne Abspannung aus der Hand gelegt habe. Ein moderner Roman, wie man ihn sich nur wünschen kann: geistreich, nervös, leidenschaftlich, klar.

**Sports-Welt.**

... Der Roman Magdalene Dornis ist zweifellos „gut“ geschrieben. Die Personen treten plastisch und lebenswarm uns entgegen, die Bilder haben Farbe, Form und Stimmung. Die mehrfachen bedenklichen Situationen sind mit Ernst und frei von jeder Frivolität behandelt.

**Aus der Wiener Presse.**

... Es ist uns in dieser kurzen Besprechung nicht möglich, auf alle die psychologischen Feinheiten in der Zeichnung der Personen hinzuweisen, die in verschwenderischer Fülle das

ganze Buch beleben. Gerade die Magdalene Dornis, jenen Zwitter von naiver Verdorbenheit und Jungfräulichkeit, glaubwürdig zu schildern, war keine geringe Aufgabe, und diese ist, das müssen wir betonen, gut gelöst worden.

### Berliner Neueste Nachrichten.

„Magdalene Dornis.“ Ein moderner Roman von Felix Hollaender. Der junge, hervorragend begabte Autor hat vor Jahresfrist durch sein Erstlingswerk, den Roman „Jesus und Judas“, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Aus diesem zersahrenen, unreifen, aber von der ersten bis zur letzten Seite fesselnden Buche, in dem hundert Löne angeschlagen waren, von denen kein einziger ausklang, in dem unzählige Fäden angesponnen waren, die nachher mitten im Gemebe abrissen, aus diesem kühnen Wurf, der haarscharf am Ziele vorbeitraf, sprach eine künstlerische Individualität, in dieser Schreibart — die allerdings stellenweise mehr Gedankenstriche als Gedanken aufwies — loberte ein energisches Temperament. Magdalene Doris, das zweite Werk Hollaenders, bedeutet nun — und das ist das größte Lob, welches dem Autor gesendet werden kann — einen eminenten Fortschritt, der zu der kurzen Spanne Zeit zwischen dem Erscheinen der beiden Bücher in gar keinem Verhältnis steht. In scharfer Selbstkritik hat Hollaender, als er dem fertigen Erstlingswerk gegenüberstand, seine Mängel erkannt. Magdalene Dornis ist keine Talentprobe mehr, sondern ein abgerundetes, in sich geschlossenes Werk, dessen künstlerischer Wert — mag man sich freundlich oder feindlich zu seiner Tendenz stellen — von Niemandem geleugnet werden kann.

Über die Titelheldin sagt der vernünftigste und kühlfte Mensch des Buches, der jactastische Kreisphysikus Kürsen an irgend einer Stelle: „Es giebt Frauen, die jebem, mit dem sie in Berührung kommen, gefährlich werden — — — es sind das Weiber, die im eigentlichen Sinne ihr Geschlecht verkörpern — sozusagen den Extrakt, die Potenz in sich bergen — — die anderen sind, im Grunde genommen, degeneriert.“ Hier liegt die Wurzel des Gedankens, von dieser Stelle aus ist das ganze Buch zu erklären. Ein solches Weib bricht in den tiefen Frieden eines Pfarrhauses und bringt den Pfarrer, den sie mit brünstiger Hingabe umstrickt, zum Verrat an Weib und Bruder, stiehlt ihm Ruhe und Glauben. Gewissen, Ehre, Pflicht, Frömmigkeit — alles brennt zur Asche in der lodernben Flamme entfesselter Sinnlichkeit. Unzählige neue Klänge und Harmonien weiß der Dichter für diese wild-monotone Symphonie der Leidenschaft zu finden, aber von keiner Stelle tönt ein reiner, befreiender Akkord, er malt in grellen, leuchtenden Karaktsfarben, aber ein schwüler Gewitterhimmel lastet beklemmend über seinen Gestalten.

Berliner Volks-Zeitung.

... Nun wir wollen vorweg betonen, daß der Roman ungemein frisch und lebendig geschrieben ist, und daß wir in dem Autor ein neues Erzählergenie begrüßen, das uns noch Großes bringen wird, wenn es sich von der Tendenz frei macht, nur Menschen zu schildern, die sich von ihrer Sinnenslust, fälschlich Liebe genannt, übermannen lassen.

### Hamburger Fremdenblatt.

... Magdalene Dornis. Ein moderner Roman von Felix Hollaender. Verlag S. Fischer, ist das Werk eines starken Talentes, das Achtung abnötigen muß selbst jenen, die die Wege nicht billigen, die es wandelt: Diese Wege sind die der Nordländischen Schriftstellersehule: Ibsen und Kielland, durchsetzt mit den Tendenzen des modernen Jungberlin. Gleichwohl wiederholen wir, was wir im Eingange gesagt. Das Buch ist das Werk eines starken Talents, eines kühnen Seelenforschers.

### Hamburger Nachrichten.

## Frau Ellin Rôte:

Der Roman einer anständigen Frau bildet das Thema des neuen Buches von Felix Hollaender, „Frau Ellin Rôte“. In diesem Buche ist der Versuch gemacht, einen Frauentypus aufzustellen, der in seiner keuschen Reinheit einen wohlthuernden Gegensatz zu jener Sphäre bietet, in der sich die Romane der letzten Jahre bewegen. Alles das, was ein unerfahrenes junges Wesen, unberührt von den Härten der Wirklichkeit, in den drei ersten Jahren seiner Ehe erlebt und erleidet, ist hier in einer Darstellung zum Ausdruck gebracht, die nicht nur Wehmut, sondern auch tiefstes Mitleid für die vornehme Frauengestalt wecken muß.

### Breslauer Morgenzeitung.

... Nochmals — können Sie sich einen größeren Kontrast denken als den zwischen diesen beiden Frauengestalten? Zwischen Magdalene Dornis und Frau Ellin Rôte?

Und doch — wie wahr und meisterhaft geschildert sind sie beide — wach eine Fülle von fein beobachteten Zügen aus dem Frauenleben enthalten diese beiden Bücher, wie hat sich der Verfasser eingelebt in das Denken und Fühlen seiner Heldinnen. Und dabei wie realistisch gegeben all das viele Beiwerk — diese Intérieurs, sei es nun im Pfarrhause oder in der kleinbürgerlichen Haushaltung des Geschäftsreisenden.

Und dabei keine jener an den Haaren herangezogenen sogenannten realistischen Szenen, die man so oft bei den „Jungen“ findet, die förmlich nur geschrieben scheinen, um ein Bißchen im — — Schmutz zu wühlen.

Mein Freund, Sie werden es mir Dank wissen, Ihnen zur Lektüre dieser Bücher verholten zu haben, und was die Brüden und Pharisäer betrifft, so mögen sie es doch nicht lesen — denn es giebt so viele, viele Menschen, die auch für — — warmherziges Mitleid nur Naserümpfen haben — für sie hat jener barmherzigste aller großen Geister, die je über die Erde gewandelt, sein edles Wort nicht gesprochen:

„Wer sich ohne Schuld weiß, werfe den ersten Stein auf sie.“

### Münchener Zeitung.

Der Roman einer Ehe. Während wir in Deutschland den psychologischen Roman so gut wie gar nicht haben, haben ihn die Russen und Franzosen.

In „Frau Ellin Röte“, erschienen vor kurzem in S. Fischers Verlag in Berlin, hat uns Felix Hollaender einen solchen geschenkt. Dieser Roman ist eine Ehegeschichte, man könnte vulgär sagen: eine ganz einfache Ehegeschichte. Aber gerade diese „einfache“ Ehegeschichte ist so wunderbar fein aus unser aller Leben herausgeschnitten, daß es ein ernstes Vergnügen ist (warum kann ein Vergnügen nicht ernst sein?), sie zu lesen.

„Aus dem Leben einer jungen Frau“ lautet der Untertitel. Die ersten Seiten des Romans sind Tagebuchblätter des Mädchens Ellin: Kindererinnerungen. Und ich wüßte nicht, wie liebevoller und liebreizender solche Kindererinnerungen geschrieben sein könnten, als es hier geschehen ist.

Auf der vierzigsten Seite hören schon die Tagebuchblätter auf; der Roman setzt ein.

Die geschilderte Ehe ist keine glückliche. Bis ins Kleinste sind uns die Seelenregungen von Mann und Frau bis zum Schlusse des Buches gegeben. Das Goethische Wort; „Bilde, Künstler, rede nicht“ hat Felix Hollaender in seinem Roman durchaus beherzigt.

Herr Heinrich Röte gehört freilich nicht zu jenen Helden, wie ihn die Gartenlaubenleserinnen mögen. Dafür steht er um jo echter vor uns. Es liegt etwas Typisches in diesem Manne: so sind wir Männer alle! Nein, um Himmelswillen, so meine ich's nicht. Aber ich kann mir nicht helfen, es sind gewisse Seiten in diesem Heinrich Röte, die etwas durchaus Typisches haben.

Und nun Ellin: nicht ideal gezeichnet: aber etwas unendlich Goldes liegt in ihr. Ich hörte über sie den Ausspruch einer Dame, die Hollaenders Roman gelesen hatte: „Wie kann man als Frau nur so dumm sein und bei solchem Manne aushalten; Ellin mußte doch wissen, wie's mit ihrem Gatten

stand.“ Gerade diese Äußerung machte mir deutlich, wie treu Hollaender das Leben belauscht hat. Die rührende Einfalt dieses Weibes, Ellins, nimmt uns für sie gefangen, die Keuschheit und Reinheit ihres Herzens.

Und nun die paar Nebenfiguren. Wie trefflich ist „Mams“, die Mama Ellins vor uns hingestellt. Wie tief schauen wir in ein besorgtes, selbstloses, kluges Mutterherz! Und wie rührend ist das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter.

Die kleinen Nebenzüge und Nebenpersonen sind realistisch gezeichnet, aber dieser Realismus ist künstlerisch gehalten!

Der Schluß des Buches stellt zartbefeiterten Lesern und Leserinnen den guten Doktor Hilringhaus in Aussicht als den „Rechten“ für Ellin. Allen aber, die das Leben kennen in seinem Wechsel und in seiner ewigen Regelmäßigkeit und Wiederkehr, in seiner unerhörten Hoheit und in seiner annehmbaren Gestalt — allen denen auch wird der Schluß ein willkommener sein; eben weil sie das Leben kennen, wie es ist.

### Dellev von Liliencron im Berliner Tageblatt.

Die kurze und traurige Ehe eines feinfühligen und gutartigen Mädchens, das einem brutalen Schwächling Herz und Hand schenkte, wird uns von dem jungen Verfasser in bemerkenswert sichern deutlichen Linien vorgezeichnet. Daß die solchermaßen entstehenden Bilder seelischer Vorgänge und der Situationen der Handlung peinlich wirken, liegt im Gegenstand. Ein über das andere Mal ertappt sich der Leser auf der Frage: „Warum muß ich in diese trostlose Haushaltung hineinblicken?“ Die Antwort: „Damit du siehst, welche Schätze von Liebe und Güte oft ein Frauenherz an einen unwürdigen Mann verschwendet“ — bringt dieses Gefühl nicht ganz zum Schweigen. Und doch kann man dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, er habe auf Rührungseffekte mit unerlaubten Mitteln hingearbeitet. Die Charakterzeichnung der Hauptpersonen ist eine meisterhafte. Und in der Handlung sowie in der oben angedeuteten Grundidee trifft dieser Roman Zustände, die gewiß viel häufiger vorkommen, als man so denkt. Insofern als der Roman Hollaenders solche Zustände der heutigen Gesellschaft zur ergreifenden Anschauung bringt, ist er ein zeitgemäßes Werk, das sogar moralisch wohlthätig wirken kann.

### Berner Bund.

. . . Hollaenders neuer Roman „Frau Ellin Rôte“ ist ein feines Buch, eines aus der Familie derer von Garborg

und ihrer Verwandten. Handlung, Spannung, derberes stoffliches Interesse — das alles tritt zurück hinter eine Seelenkleinmalerei, die am liebsten jedes Sommersproßlein auf Franz Blyches Angesicht wiedergeben möchte. Es steckt in diesem Buche außerordentlich viel Beobachtung an der Natur. Aber mitunter wurde ich noch an jene Bildnerarbeiten erinnert, die jeder Kunstkritiker kennt: hier sitzt ein trefflich gezeichnetes Fältchen und dort ein vorzüglich erschautes Grübchen, aber leider sitzen dieses Grübchen und jenes Fältchen nicht ganz an der rechten Stelle. Eine schöne menschliche Teilnahme verbindet den Verfasser gleichsam persönlich mit den Menschen, die er schildert; sie belebt das Ganze um so erfreulicher, als sie nicht viel von sich selber redet. Dabei beweisen Anschaulichkeit und aus Anschaulichkeit aufwachsende Stimmung oft genug, daß Hollaender mehr und mehr die Darstellungsmittel echt dichterischer Technik beherrscht. Weiter auf diesem Wege, und der Verfasser wird nicht nur einer unserer besten Romanchriftsteller sein, sondern in der That einer unserer wenigen Roman-  
dichter.

### Ferdinand Avenarius im Kunstwart.

### Sturmwind im Westen:

. . . Geradezu meisterhaft ist das mit feiner Empfindung umspinnene Ende der beiden Lerch's ausgeführt. Dies Buch verdient das Aufsehen, welches es in weiten Kreisen, nicht nur in Berlin, erregt hat, vollkommen. Als literarisches Freilichtbild ist es durchaus nicht ohne Wert.

### Hamburger Fremdenblatt.

. . . Der Roman wird Aufsehen erregen, denn er schildert das Trüffelpuree-Milieu, jene Berliner Defadence-Gesellschaft, von deren Genuß- und Erwerbsleben vor wenigen Jahren drei besonders charakteristische Affairen plötzlich den Schleier hinweggerissen. Hollaender's Buch ist ein Schlüssel-Roman von großer Reife. Man wird an dieser Behandlung bekannter Gesellschaftstypen Anstoß nehmen, weil die Dinge uns so nahe berühren, während man bei uns doch nichts einzuwenden hatte, wenn z. B. Daudet und Zola in ihren Romanen öffentliche Personen portraitierten. In der Wiedergabe der Einzelheiten und in der Komposition bewährt sich Hollaender wieder als glänzender Schilderer. Er erzählt durchaus objektiv, niemals kommt die Entrüstung des Straspredigers zum Ausdruck. Mit der großen psychologischen Kunst, die seine früheren Arbeiten auszeichnet, sucht er zu zeigen, wie diese heute geworden sind und von Fall zu Fall sich gestalten. Daß Felix Hollaender auch



über die schöpferische Kraft des Poeten verfügt, zeigt seine Einführung einer frei erfundenen, vornehmen Frauengestalt.  
**Berliner Zeitung.**

. . . Mit satten Farben, in dramatischer Bewegung werden uns diese Figuren vorgeführt. Und mit einer sich bis zur nervösen Erregung steigenden Spannung folgen wir ihrem Hextanz. Das wilde Bild zügellosen, frivolen Genußlebens ist bis in die kleinste Einzelheit mit unheimlicher Treue ausgeführt und bewahrt dabei doch stets den großen sozusagen geschichtlichen Zug. Die Sterbeszene von Arthur und Feliz Lerch ist nahezu heroisch geschildert, und die Liebe der Zwillingbrüder zu einander wirkt einen fast versöhnenden Schimmer auf ein Leben voll Schwindel, voll verbrecherischer Waghalsigkeit und cynischer Sinnenlust.  
**Strasburger Post.**

Endlich ein Buch, an dem man sich nach länger Pause wieder einmal geistig und seelisch erlaben kann! Ist es doch das Werk eines Schriftstellers, der zugleich Dichter ist, d. h. ein Künstler, der, ein Pygmalion des Wortes, dem toten Stein Leben einflößt! Fern sei es von mir, den Inhalt dieser erschütternden Tragödie wiederzugeben; nur so viel will ich verraten, daß es sich im Großen um jene zwei Berliner Banquiers-Brüder handelt, deren gleichzeitiger Selbstmord vor etwa zwei Jahren so große Sensation erregte. Der Roman spielt in der Jetztzeit und zwar in Berlin W. — daher der Titel. Hollaender verdient der Juvenal der Geldaristokratie von Spree-Athen genannt zu werden; einen Hesen-Sabbath zügelloser Laster führt er uns vor, einen blumenüberschmückten Sumpf. Ja, was hat er denn der gebildete, elegante Berger vor dem rauhen Kaufmann Rekrassows voraus, der bald die Füße seiner Geliebten küßt, bald ihren zarten Leib mit einer Rosalenpeitsche bearbeitet („Die Arme und die Gepuckte“)? Lesen wir doch auf Seite 159: „So 'n Mäd'el kann man heut die Peitsche zriegen — und morgen, wenn's einem paßt, die Schuhsohlen küssen.“

Ein sittlich ernstes Werk, das den Leser erhebt, wenn es ihn auch gleichzeitig erdrückt, eine läuternde Tragödie in Romanform! Von Lüstelei und Fingersaugerei — keine Spur: die Handlung entwickelt sich mit logischer und psychologischer Notwendigkeit; so kann nur ein Künstler schaffen, dem eine große Zukunft beschieden ist! Reiches dramatisches Leben pulst im Ganzen und Einzelnen; die Menschen sind nicht Clichéfiguren, sondern Wesen von Fleisch und Blut, Mittelgeschöpfe zwischen Engel und Teufel, denen wir unser Mitgefühl nicht verjagen können.

**Neue Revue, St. Petersburg.**



**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW**

**AN INITIAL FINE OF 25 CENTS  
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN  
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY  
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH  
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY  
OVERDUE.**

**MAY 8 1938**

**MAY 8 1938**

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C030939061

YB 52944

262020

*Hollaender*



